

FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“

GraduierungsArbeiten

aus den Weiterbildungen der EAG zur
"Integrativen Therapie" und ihren Methoden

Herausgegeben durch den Prüfungsausschuss der EAG:

Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold,

Prof. Dr. päd. Waldemar Schuch, MA,

Dipl.-Päd. Ulrike Mathias-Wiedemann,

(Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020)

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Redaktion: *Ulrike Mathias-Wiedemann, Hans-Christoph Eichert*, Wefelsen 5, D - 42499 Hückeswagen

e-mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de

Copyrightinweis: Mit der Veröffentlichung gehen sämtliche Verlagsrechte, insbesondere das der Übersetzung, an die FPI-Publikationen, D-40237 Düsseldorf. Auch der Auszugsweise Nachdruck bedarf der schriftlichen Genehmigung.

Ausgabe 02/2021

Behinderung und Pfarramt - Am Beispiel Konfirmandenunterricht

*Heike Beckedorf (2002) **

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: *Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, (Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020)*). Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>).

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	0
VORWORT	2
1. BEHINDERUNG UND IDENTITÄT: LEBEN MIT EINER KÖRPERBEHINDERUNG	4
1.1. Erste Säule der Identität : Leiblichkeit	8
1.2. Zweite Säule der Identität: Soziales Netz.....	9
1.3. Dritte Säule der Identität: Arbeit und Leistung.....	11
1.4. Vierte Säule der Identität: Materielle Sicherheit	12
1.5. Fünfte Säule der Identität: Bereich der Werte.....	12
2. PFARRAMT UND ROLLE: BEHINDERT IM PFARRAMT.....	19
2.1. Zum Rollenbegriff.....	19
2.2. Zum Wandel des Pfarrerbildes	20
2.3. Zum religionsgeschichtlichen Hintergrund	24
2.4. Praxisbeispiele	30
2.4.1. Berufsbeginn	30
2.4.2. Hausbesuche anlässlich von Jubiläen.....	31
2.4.3. Kasualpraxis: Beerdigungen	32
2.4.4. Austeilung des Abendmahles	33
3. KONFIRMANDENUNTERRICHT	35
3.1. Ko- respondenzzyklus	36
3.2. Evaluation der Fragebögen zum Konfirmandenunterricht.....	38
3.2.1. Planung und Durchführung	38
3.2.2. Erste Auswertung	39
3.2.3. Aspekte der Initialphase	39
3.2.3.3. Zusammenfassung.....	42
3.2.4. Befund der Integrationsphase.....	43

3.2.4.5. Zusammenfassung.....	46
3.2.5. Befund der Neuorientierungsphase	46
3.2.5.6. Zusammenfassung.....	51
3.3. Zum Segen bei der Konfirmation	51
3.3.1. Der Gottesdienst zur Konfirmation als Ko - respondenzgeschehen	53
3.3.2. Zum theologischen Verständnis von Segen	55
3.3.3. Die Segenshandlung.....	57
3.3.4. Resonanz der Konfirmanden.....	58
3.3.5. Interviews der Mitsegnenden	60
3.3.5.5. Zusammenfassung.....	65
4. Abschließende Betrachtungen.....	65
Zusammenfassung / Summary.....	70
Literaturverzeichnis:	71
ANHANG 1.....	74
ANHANG 2.....	76
ANHANG 3.....	82

Alles schmerzt sich einmal durch
bis auf den eigenen Grund
und die Angst vergeht.

Schön die Scheune,
die nach längst vergangener Ernte
leer am Wegrand steht.

Jan Scazél

Vorwort

Nach neunjährigem Dienst als Pfarrerin mit kurzen Armen in Bemerode bietet sich mir zum ersten Mal die Gelegenheit, reflektiert und in Ruhe eben diesen Dienst zum Gegenstand der Betrachtung zu erheben. Ich freue mich über diese Zeit der persönlichen Bilanz, die ich mir mit den Mitteln der integrativen Therapie zu erarbeiten gedenke. Ich gehe davon aus, dass eben durch diese Betrachtungsweise auch grundsätzlichere Fragestellungen berührt werden können, die nicht nur mich persönlich etwas angehen. Natürlich ist es immer schwierig in eigener Sache zu reden und zu denken, es ist auf der anderen Seite aber auch reizvoll. Und: Warum sollte ich mich nicht dem Thema stellen, das bei mir auf der Hand liegt?

Für einen Menschen mit Behinderungen stellt sich vermutlich immer wieder als eine Kernfrage, wie sehr er oder sie in der Gruppe (welcher auch immer) integriert ist, wie sehr er als behinderter Mensch ausgegrenzt wird oder besonders behandelt wird und auf der anderen Seite, wie sehr er am Geschehen, am Prozess in der Gruppe teilnehmen und darin integriert und verwickelt ist. Auf der einen Seite ist ein behinderter Mensch auf Grund seiner Erscheinung etwas Besonderes, auf der anderen Seite ist er Mensch wie jeder andere auch.

Für eine Pfarrerin und einen Pfarrer stellt sich auch immer wieder die Frage, wie sehr er Kontakt zur Gruppe hat, zu seiner Gemeinde, den Menschen, mit denen er zusammenlebt. Auch für einen Pfarrer stellt sich die Frage, wie sehr er am Gruppengeschehen teilnehmen kann und darin integriert ist, wie sehr er die Tuchfühlung zu seiner Gemeinde hält und mit ihr, mit den einzelnen Menschen, im Gespräch ist. Auch für ihn stellt sich die Frage, welche Rolle er innerhalb der Gruppe, welchen Einfluss er auf die Gruppe hat und die Gruppe auf ihn. Auf der

einen Seite ist ein Pfarrer auf Grund seiner Position und seines Amtes etwas besonderes, auf der anderen Seite ist er Mensch wie jeder andere auch.

Aus meiner Sicht (lesen Sie es bitte mit Humor) gibt es also Analogien zwischen dem Pfarramt und dem Behindertsein. Natürlich bin ich mir bewusst, dass ich eine sehr persönlich gefärbte Meinung vertrete. Denn das Pfarramt genießt - auf weite Strecken - soziale Anerkennung, dass Behindertsein genießt diese Anerkennung nicht. Doch wie häufig im Leben, kommt es auch hier auf die Perspektive an. Man kann alles auch anders sehen: Beide – Pfarrerin und Behinderte - gehören zur „Gruppe“ dazu und irgendwie sind sie doch etwas besonderes. Beide bekleiden innerhalb der Gruppe eine Sonderrolle, leiden unter dieser Rolle und genießen sie auch. Beide haben ihr Tun, um auf Tuchfühlung zu bleiben. „Der Pfarrer ist anders“ sagt selbst Manfred Josuttis, auch wenn er es gewiss anders meint als ich.

Nun ist meine Frage, was passiert, wenn die Pfarrerin behindert ist. Verstärkt sich dann das Maß an Besonderheit in der Gruppe oder wird sie menschlicher und weniger perfekt gesehen, steht sie deshalb weiter unten und nicht mehr auf dem Sockel? Oder gerade doch ? Welches Bild vermittelt sie? Welches Pfarrerbildes tritt durch sie in Erscheinung? Welche Chancen und welche Schwierigkeiten tauchen auf? Diesen Fragen und anderen möchte ich im Verlaufe meiner Arbeit nachgehen.

1. Behinderung und Identität: Leben mit einer Körperbehinderung

„Die hat ja kurze Arme!“ - Ein Satz, der mich mein Leben lang begleitet hat und auch weiterhin begleiten wird. Eine "sichtbare" Behinderung prägt von Anfang an das Leben mit, und prägt die Identität des entsprechenden Menschen. In der *Integrativen Therapie* wird die Identität als zentrale Funktion des Ich gesehen¹. Sie ist die stärkste integrative und stabilisierende Kraft des Menschen. Identität ist das Bild und das Gefühl, dass ich von „mir selbst“ habe². Identität entsteht in einem Kommunikationsprozess und sie bleibt ein lebenslanger Prozess, der im Kontakt zwischen dem „Ich“ und in der Beziehung zu anderen entsteht. Das heißt, dass die Identität eines Menschen, nie vollständig abgeschlossen sein wird, sondern immer eine sich entwickelnde Größe bleibt und sein wird. Durch den Kontakt mit anderen Menschen werde ich in den bisher gewonnenen Grundwerten, Zügen, Überzeugungen, Prägungen, Charaktereigenschaften und Möglichkeiten meiner Person herausgefordert und kann mich daran - unter günstigen Umständen - weiterentwickeln. Meine Identität wird sich also mein Leben lang verändern und doch bleibe ich in allen Wandlungen, „ich selber“.³

Durch den Kontakt mit anderen entwickle ich meine Identität, heißt es. Für einen körperbehinderten Menschen liegt unter anderem hier eine große Schwierigkeit. Er wird sich oftmals in den Augen eines Gegenübers ganz anders gespiegelt finden, als er sich selber sehen kann und wird. Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung werden durch eine Körperbehinderung leicht auseinander gesetzt und es erfordert Kommunikation und Zeit von beiden Seiten, um hier ein Annäherung zu schaffen.

„Eine sichtbare Behinderung prägt von Anfang an das Leben mit, und trotzdem oder gerade deswegen fühle ich mich nicht als Behinderte. Meine kurzen Arme lassen mich zwar meinen Alltag etwas anders gestalten, weil ich mehr Zeit für manuelle Verrichtungen brauche, aber ansonsten unterscheidet sich mein Leben nicht unbedingt von anderen.“

Veronika Zippert, Pastorin, conterganbehindert⁴

Mit meiner zitierten Kollegin teile ich etliche Erfahrungen und Perspektiven: 1961 bin ich als "Contergankind" geboren, als das erste Kind meiner Eltern. Zuerst waren da natürlich der Schreck und auch Schuldgefühle, aber dann sah meine Mutter in meinen kurzen Armen eine Herausforderung. "Irgendwie wird es schon gehen" wurde ihr gewissermaßen zum Leitmotiv. Dabei war dieses „Leitmotiv“ ein im Grunde genommen auf Korrespondenz angelegtes

¹ Petzold, *Integrative Therapie* Bd. I – III (im Folgenden: IT), 244

² Petzold, IT, 4. 244. 906; Rahm, Einführung (im Folgenden ohne Angabe), 148

³ Rahm, 149

⁴ Zippert, in: *Berufen wie Mose*, 60

Beziehungsgefüge zwischen Mutter und Kind so wie in jeder anderen dyadischen Beziehungen auch.

Als meine Mutter beispielsweise sah, dass ich mit den Füßen nach dem Spielzeug griff, das sie mir in die Wiege gehängt hatte, trennte sie in Zukunft die Füße von den Strampelhosen ab und gab mir das Spielzeug in die Füße. Das war ein wichtiger Schritt, denn auf diese Weise hat sie deutlich die Entwicklung meiner Möglichkeiten gefördert. Nach Versuchen von Papou's'ek steigert sich "die Motivation eines Säuglings zum aktiven Erkunden der Umwelt dramatisch, wenn das Kind als Folge seines eigenen Tuns Konsequenzen auf Seiten der Umwelt erlebt." ¹. In seinem Versuch hat er einem dreimonatigem Mädchen ein Mobile aus hölzernen Klangstäben zunächst für das Kind unerreichbar über das Bettchen gehängt. „Das anfänglich lebhaftes Interesse für diese Stimulation äußert sich in Zuwendungsreaktionen; es sinkt bereits nach drei Wiederholungen deutlich ab und ist nach drei Minuten erloschen, das Baby wendet sich ab. Bringt man jedoch das Mobile in Reichweite der Händchen, so dass das Baby die gewünschten Effekte durch eigene Bewegungen hervorrufen kann, ändert sich das Verhalten dramatisch... Zunehmende Kontrolle über das Spielzeug führt zu freudiger Erregung und zu offenkundigen Vergnügen.... Erst nach 27 Minuten scheinen die Grenzen der physiologischen Belastbarkeit erreicht zu sein. Erschöpft verdrängt das Baby das attraktive Spielzeug aus dem Blickfeld und wendet sich schließlich endgültig von ihm ab." ² Das gleiche Forscherpaar ist der Ansicht, dass schon Neugeborene durch ihre sozialen Interaktionen mit den Eltern, diese dazu bringen, "dem Kinde die für seine Weiterentwicklung optimalen Lernbedingungen zu schaffen, ohne dass diese sich selbst darüber im klaren sein müssen."³ Diese Beobachtungen entsprechen genau Aussagen meiner eigenen Mutter über meine frühe Kindheit: "Ich wusste manchmal nicht wie es weitergehen sollte, aber ich habe dann gedacht: Du wirst es mir zeigen und einen Weg finden."

Die Leistung meiner Eltern in dieser frühen Zeit ist für meine Entwicklung und meinen Werdegang gewiß von Bedeutung, ebenso wie für den Prozeß der Identitätsbildung. Diese frühe Korrespondenz war überaus wichtig und prägend. Sie ist ein Hauptgrund, weshalb ich mich nicht nur als „behindert“ erlebe. Selbst dann, wenn die Gefühle meiner Eltern zu mir nicht frei von Ambivalenzen waren (und sind).

In diesem Zusammenhang ist für mich ein Hinweis von Arno Gruen, Psychoanalytiker, hilfreich, der auf ambivalente Gefühle im Grunde genommen *jeder* Mutter zu ihrem Kind hinweist.⁴

Ich habe zwei Schwestern, die nach mir geboren wurden. Geschwisterliebe und Geschwisterstreit tauchen auf wie in anderen Familien auch. Natürlich haben meine Schwestern ihre langen Arme manchmal ausgenutzt, um mir Legosteine zu klauen. Also habe ich schnell gelernt, mir mit Füßen von ihnen Spielzeug zu holen. Besonders mit meiner zwei Jahre jüngeren Schwester verbindet mich eine intensiv gemeinsam verbrachte Kindheit (meine zweite Schwester ist acht Jahre jünger). Ich bin froh, diese Auseinandersetzungen geführt zu haben, denn sie gehören zum Grundstock auch meines heutigen Erlebens und Erfahrens von Geschwisterlichkeit, beispielsweise in meinen Freundschaften und natürlich auch mit meinen Schwestern selbst. Meine Schwestern sind nicht behindert, so dass es oftmals darum ging, Regeln auszuhandeln, Kräfte auszuloten, Neid und Eifersucht zu agieren und zu verarbeiten.

Hier geht es mir wie anderen Menschen mit Behinderung, die in ihrer Familie und nicht im Heim aufgewachsen sind:¹ Ich war – leider - eher das „Sorgenkind“ in der Familie. Hiermit verbunden

¹ Rahm, 210

² Petzold, IT, 684; Rahm, 211

³ Rahm, Einführung, 216

⁴ Gruen, Götter, 67

habe ich manchmal mehr Aufmerksamkeit erfahren als meine Schwestern. Auch wenn mir diese besondere Beachtung oft nicht recht war, habe ich es mit dem Neid meiner Schwester zu tun gehabt. Umgekehrt habe ich meine Schwester darum beneidet, ohne diejenigen Sorgen unserer Eltern aufwachsen zu dürfen, die oft auf mich gerichtet waren.² Es bedarf sicher keiner großen Erklärung, dass alle Themen von Geschwisterneid und – konkurrenz auch im erwachsenen Kontext ihre Bezüge und Anklänge haben. Sicher ist es hilfreich, von diesen Auseinandersetzungen in Kindertagen nicht verschont zu bleiben.

Die andere Hälfte dieses in Kindertagen erlernten Grundstockes ist das Gefühl starker Verbundenheit mit meinen Schwestern, Freunden, usw.. Auch diesen Punkt finde ich wieder in anderen Geschwisterkonstellationen. Nur eine gewisse Intensivierung scheint die Verbundenheit in Geschwisterkonstellationen unter Umständen mit einem behinderten Kind zu erfahren, wenn ich richtig beobachte: „ Mich hat einmal ein Freund gefragt, ob ich mir eine andere Schwester gewünscht hätte.“ schreibt Heike Neumann³, deren Schwester mit Down – Syndrom geboren wurde, und weiter: „ Nein, das habe ich nicht. ... Eine andere Schwester habe ich mir nie gewünscht.“ Und sie berichtet von einer Begebenheit, der genau den Kontrast zwischen einer distanzierten Fremdwahrnehmung eines behinderten Menschen und der Sichtweise dessen, der diesen Menschen kennt und liebt, deutlich werden lässt: „Unsere damalige Nachbarin, die stets so tat als habe sie viel Verständnis für meine Schwester und unsere Familiensituation, hat an irgendeinem Tag zu mir gesagt, dass ich mir um die Zukunft keine Sorgen zu machen brauchte: `Solche Kinder werden keine dreißig´. Auf den Gedanken, dass mir diese Aussicht mehr Sorgen bereiten könnte, ist sie nicht gekommen. Ich habe danach viele Nächte kaum geschlafen. Ich liebte meine Schwester doch.“⁴ Ich vermute, dass auch schon für Geschwister Sorgen und Ängste in einem deutlichen Ausmaß mit zum Repertoire der Gefühle gehören, die die Eltern gegenüber dem behinderten Familienmitglied aufbringen. Auch Sorgen können ein Verhältnis intensivieren. So erkläre ich mir die sehr innige Verbundenheit, die in dem Sammelband der Geschwister von behinderten Kindern deutlich ins Auge springt.⁵

Natürlich spielt auch die spezielle Art von Einschränkung oder Behinderung eine Rolle bei der Integration in das soziale Umfeld. Anders als im beschriebenen Fall des Mädchens mit Down – Syndrom war ich ebenso wie alle anderen Kinder aus der Nachbarschaft an den gemeinsamen Spielen beteiligt. Wir waren damals zumeist um die sechs bis zehn Kinder, von denen ich die einzige mit kurzen Armen war. Hier habe ich gelernt, etliche Spiele und ihre Regeln so zu modifizieren, dass ich mitspielen konnte. Beispielsweise habe ich den Ball mit Füßen statt mit Händen geworfen. In dieser Kindergruppe führte meine Behinderung nicht zur Ausgrenzung, sondern meistens zum gemeinsam Überlegen, wie auch ich z.B. auf das Schuppendach gelangen kann. Ich erinnere mich noch an eine Kette von Armen, die mir gereicht worden sind, um über den Walnusbaum auf das begehrte Dach zu gelangen, das eine zeitlang uns als geheimer Treffpunkt galt. Diese Veranstaltungen fanden sozusagen im Windschatten der elterlichen Aufsicht als kindliche Abenteuer statt. Für mich waren sie sehr wichtig als grundlegende Erfahrung, zur „Normalität“ hinzuzugehören. Zwei wichtige Bedingungen erscheinen mir hier nennenswert: einerseits war ich fester Bestandteil der Kindergruppe, wie jeder andere auch, was dazu geführt hat, selbstverständlich nach Lösungen zu suchen, um eine befriedigende Gruppensituation herzustellen. Der zweite wichtige Punkt ist, dass meine Eltern diese Freiräume

¹ Neumann, Kindheit, 79, 85 u.a.

² vgl.: Neumann, Kindheit, 79 ff

³ Neumann, Kindheit, 87

⁴ Neumann, Kindheit, 87

⁵ Neumann, Kindheit

gebilligt und auch verteidigt haben gegenüber anderen, die mich stärker beaufsichtigt wissen wollten und für sehr unfallgefährdet hielten (zB meine Großeltern). Tatsächlich bin ich oft gefallen so wie alle Kinder, nur konnte ich mich eben schlecht abfangen und abstützen und trug auf diese Weise häufig Blessuren davon.

Das ist ein wichtiger Punkt. Vermutlich ist es für jede Mutter eines (behinderten) Kindes eine Gratwanderung, zwischen mütterlicher Sorge und Entlassung in die Selbständigkeit zu unterscheiden. Die Entwicklung der notwendigen Ich - Funktionen des Kindes geschieht nur in einem ausgewogenen Korrespondenzverhältnis von Mutter und Kind, dabei gehören Stürze und auch Verletzungen des Kindes vermutlich unweigerlich zum Entwicklungsgeschehen dazu. Denn die "schrittweise Beherrschung der eigenen Körperfunktionen sind die wichtigsten Stationen auf dem Wege der Ich-Entwicklung; die wachsende Besitznahme des eigenen Körpers ist gleichzeitig der Maßstab für seine wachsende Unabhängigkeit. " laut Anna Freud¹, und sie argumentiert weiter, dass eine zu große mütterliche Besorgnis einen Zustand infantiler Hilflosigkeit begründen und fixieren würde.² Jede Mutter wird diese Thema mehr oder weniger genau kennen. Bei einem behinderten Kind liegt es der Mutter vermutlich näher, mehr zu beschützen und zu bewahren als bei den anderen. Ich bin meiner Mutter dankbar, mich vor dem Risiko zu fallen, nicht bewahrt zu haben, denn ich habe dadurch gelernt, die Bewegungsmöglichkeiten meines Körpers voll auszuschöpfen. Im Kontakt mit der Kindergruppe konnte ich mir dann schon ganz gut vorstellen, was ich selber kann und wo ich welche Hilfestellungen brauchte.

Anna Freud verweist nun darauf, das Kinder ihre Einschränkungen kompensieren können und stattdessen andere Fähigkeiten entwickeln³. Auf die Kompensation mancher Armbewegungen durch meine Füße habe ich bereits verwiesen. Anna Freud arbeitete mit Kindern, die durch Operationen und orthopädische Behandlungen für kürzere oder längere Zeit immobilisiert wurden. Sie beobachtete: „Das Kind kompensiert für den Verlust der Bewegungsfreiheit am kranken Glied mit einer Überentwicklung von Fähigkeiten und Funktionen auf anderen Gebieten (z. B. Sprache) "4. Ich kenne diese beschriebene Situation aufgrund meiner begrenzten Bewegungsmöglichkeiten recht gut. Bestimmte Dinge konnte ich nur mit Füßen greifen und nehmen, oder mit den Zähnen. Anderes war mir nur mit fremder Hilfe zu erreichen möglich und hierzu musste ich jedesmal meinen Wunsch verbalisieren. Das Sprechen habe ich nach Auskunft meiner Mutter früh gelernt. Allerdings würde ich für mich selbst nicht von einem *Verlust* der Bewegungsfreiheit sprechen, weil ich mich nie anders erlebt habe als mit kurzen Armen. Nach meinem Verständnis kann man dann von einem Verlust sprechen, wenn man erlebt hat, dass es vorher anders war. Was von außen betrachtet wie ein Verlust aussieht, war es also für mich subjektiv gesehen nicht. Ich habe - wie die meisten Kinder - die mir gegebenen *Bewegungsmöglichkeiten* ausgeschöpft und bin darin glücklicherweise unterstützt und nicht behindert worden.

Diese frühen Leib –Erfahrungen mit ihren individuellen Möglichkeiten, die Welt zu erfassen und zu begreifen prägen als eine wichtige Säule die Identität eines Menschen. Über das Begreifen kommen entwicklungspsychologisch im nächsten Schritt das Sprechen und später das denkende, verdichtende Erfassen der Welt.

¹ A.Freud: Rolle der körperlichen Krankheit, 238

² a.a.O., 239

³ a.a.O., 239

⁴ ebd.

1.1. Erste Säule der Identität : Leiblichkeit

In der *Integrativen Therapie* werden insgesamt fünf Säulen der Identität beschrieben, die pragmatisch benannt sind als 1. Leiblichkeit, 2. Soziales Netzwerk, 3. Arbeit und Leistung, 4. Materielle Sicherheit und 5. Bereich der Werte¹. Als problematisch erscheint von außen gesehen in der Identitätsfindung eines körperbehinderten Menschen wohl primär die erste Säule der Identität, das heißt die *Leiblichkeit*. Für jemanden, der lange Arme hat, scheint das Leben mit kurzen Armen leicht als eine Einschränkung. Unter anderem die kritischen Psychologen Dörner / Plog gelangen zu dieser freilich nicht direkt ausgesprochenen *Bewertung*, indem sie vermuten, dass das Leben mit einer Behinderung eine physisch erfahrbare schwere Last sei.² Den in Dörners Ausführungen verborgenen Abwertungen des körperbehinderten Leibes kann ich aus meiner subjektiven Sicht nicht zustimmen. Meinen eigenen Lebens- und Leiberfahrungen entspricht diese Einschätzung nicht. Hingegen erlebe ich mich und meinen Leib als sehr beweglich und mobil. Allerdings mag es sein, dass ich durch das Erfassen der Welt mit meinen Füßen ein manchmal unkonventionelles Denken und Welterfassen verinnerlicht habe, auf dass ich auch als Erwachsene hin und wieder stoße und in Gesprächen hingewiesen werde.

Maßgeblich die Identität mitprägend erscheint mir im behinderten Leben jedoch die Erfahrung von Hilfsbedürftigkeit. Im existenziellen Bereich auf fremde Hilfe angewiesen zu sein hat unmittelbare Auswirkungen auf das den Menschen umgebende soziale Netz. (2. Säule der Identität). Es stellt sich die Frage, wie die ihm nahestehenden Menschen und er selber mit seiner Hilfsbedürftigkeit umgehen können, wie viel Autonomie möglich ist, wie viel Bindung und Abhängigkeit nötig sind. Natürlich ist hiermit auch ein anthropologisches und grundsätzliches Thema angeschnitten, denn die Frage nach Autonomie und Bindung ist für jeden Menschen zu klären und nicht nur für einen Körperbehinderten. Sicherlich ist es auch für einen nicht sichtbar behinderten Menschen eine Illusion zu glauben, ohne die Erfahrung von Hilflosigkeit und Abhängigkeit leben zu können. Dennoch entfaltet eine beständig erlebte Abhängigkeit ihr eigenes Gewicht und kostet eine Menge an zusätzlicher psychischer Kraft³. Die Erfahrung von Hilflosigkeit hat für einen Menschen unmittelbare Auswirkungen auf sein Gefühl, selbstständig

¹ Petzold, IT, 123. 596; Rahm, 155 ff

² Unter dem Kapitel „der sich und Andere körperkränkende Mensch“ beschreiben Dörner/ Plog folgende Lebenslandschaft (1984, S. 347): „ wie kann ich in der Begegnung ein wertgleicher Gegner sein, wenn ich dauernd auf Sicherheit aus sein muß, mir der Abstand tolpatschig -distanzlos mißlingt und ich den zwangsläufigen Schritt zurück des Partners verkennen und mit Wut und Gewalttätigkeit beantworte? Ein lebensunwerter Klotz am Bein, Krüppel, Wrack, Ballastexistenz inmitten einer immer wieder entgleitenden Welt erniedrigend -mitleidigenden Lächelns, dass ich am liebsten zerstören würde. Und doch habe ich mein mühselig-absurdes Leben jeden Tag aufs neue weiterzuleben, wie Sisyphos. Mein Körper, mein Gehirn haben auf ein primitives Not- Aggregat zurück geschaltet, dass sie mir zur Verfügung stellen.“

³ Aus meiner beruflichen Situationen sind mir gerade diese Themen bei Hausbesuchen bspw. in Altenheimen sehr gegenwärtig. Ältere, nun pflegebedürftige Menschen, erleben die notwendig gewordene Körperpflege oftmals als einen Verlust an Würde. Und trotz des Verständnisses für das überlastete Pflegepersonal, ist es für die Betroffenen oft nicht leicht, um Hilfe bitten zu müssen. Auch Jürgen Plog, seit seiner Geburt spastisch gelähmter Bewohner im einer Stiftung, hält diesen Intimbereich der Körperpflege eines hilflosen Menschen für überaus sensibel und kann darüber Auskunft geben, wie viel psychische Kraft in das in Anspruchnehmen der physischen Unterstützung oft kostet, um dennoch die eigene Autonomie gewahrt zu wissen.

zu sein. Es besteht die Gefahr für den Helfenden wie für den Hilfebedürftigen, den Hilfebedürftigen zu infantilisieren.¹

Unter der Überschrift „Autonomie und Bindung“ ist auch ein entwicklungspsychologisches Thema berührt: Die zunehmende Selbständigkeit eines Kindes ist zugleich Kennzeichen seines Reifungsprozesses.² Die sensumotorische Entwicklung des Kindes macht im Alter von ca. 3 Jahren enorme Fortschritte, das Spiel mit Bauklötzen, etc. (Konstruktionsspiele) wird verfeinert. Im Alter von 3 – 4 Jahren gelten Kinder als kindergartenfähig, lernen Schleifen zu binden und allein auf Toilette zu gehen. In diese Phase fallen Zuwendung zu Gleichaltrigen, Abgrenzung und Konkurrenz, wie auch Selbstbehauptung. Später – in der von Piaget als konkret – operativen Phase bezeichneten Entwicklungsphase – folgen Leistungsanforderungen und Wettbewerbssituationen an das Kind. Die Entwicklung zur Selbständigkeit eines Kindes und das zunehmende Herauswachsen aus seiner kindlichen Hilfsbedürftigkeit ist dabei als vielschichtiger Prozess zu verstehen, der körperbehinderte Menschen *im Grunde* genauso betrifft wie nicht – behinderte Menschen. Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen: Wenn meine Spielkameraden oder Schwestern mir nicht immer beim Ankleiden auf der Toilette behilflich sein wollten, war ich gezwungen, selbständiger zu werden und Kompensationsmöglichkeiten zu erfinden:

Es ist natürlich ein großer Unterschied, von einem anderen Menschen abhängig zu sein oder „nur“ Hilfsmittel zu benötigen. Doch auch das Angewiesensein auf technische Hilfsmittel – ich benötige eine Anziehhilfe, die ich ständig bei mir trage – lassen mich in meinem Leben Abhängigkeit erfahren und spüren. Gewiss erfährt die erste Säule der Leiblichkeit hierdurch eine besondere Prägung: Hilfsmittel als körperliche Extensionen verändern das Körpergefühl³. Ohne diese kleine Hilfe habe ich das diffuse Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben, wenn ich das Haus verlasse. Brillenträgerinnen und Brillenträger werden dieses Phänomen auch kennen. Es ist zwar manchmal mühsam, aber ich habe mich daran gewöhnt, die Anziehhilfe dabei zu haben, so wie andere Menschen ihre Brille. Wenn ich mich heute als im Prinzip selbstständig bezeichnen, dann meine ich auch diesen sehr leiblichen Bereich.

1.2. Zweite Säule der Identität: Soziales Netz

Ich war im Kindergarten, später in der Grundschule und danach auf dem Gymnasium als Fahrschülerin, ebenso wie viele andere aus meinem Herkunftsdorf. Wesentlich für meinen späteren Werdegang war die Einschulung in der dörflichen Grundschule meines Heimatortes und nicht in einer Sondereinrichtung. Ich vermute, dass hiermit eine weichenstellende Entscheidung für mein Leben gefällt worden ist, die mit dazu beigetragen hat, mich in einem durchschnittlichen oder normalen Umfeld zu beheimaten. Meine aus dem Kindergarten und der nachbarschaftlichen Spielgruppe gewachsenen Kontakte blieben so erhalten. Mit dem Ranzen auf dem Rücken bin ich zur Schule gegangen, gemeinsam mit meiner Spielfreundin, und wieder zu Fuß nach Hause gekommen wie alle anderen um mich herum ebenso. Und – darüber wird selten geredet – wie auch alle Generationen vor mir: meine Eltern und meine Großeltern waren alle in gerade diese Grundschule gegangen. Durch die Entscheidung meiner Eltern für diese dörfliche Grundschule bin ich zugleich in einen genealogischen Kontext eingebunden worden. Die fünfte Säule der

¹ Schmidtbauer, die hilflosen Helfer

² Petzold, IT, 690 ff; Rahm 234

³ so H. Petzold mündlich, Theorie II Seminar vom 22.11.-24.11.2000 in Wildhaus

Identität der Bereich der Werte, aber auch der Bereich des sozialen Netzwerkes (2. Säule der Identität) ist mir auch auf diese Weise deutlich vermittelt worden. Anderenfalls – in einer Internatssituation für körperbehinderte Kinder - hätte ich hier vermutlich einen starken Bruch erfahren. Dass mir dieser Weg möglich war, möchte ich als ‚Glück‘ bezeichnen oder als Schicksal¹: Meine Mutter war derzeit Lehrerin an der Grundschule. Eine befreundete Kollegin war bereit, mich zu unterrichten, obwohl der Rektor der Schule aus versicherungstechnischen Gründen eher Bedenken und Einwände gegen meine Einschulung vortrug. Dennoch ist es so – durch die befreundete Kollegin meiner Mutter - überhaupt zu der "normalen" Schulsituation für mich gekommen. Ich erinnere mich noch an die Einschulung, an meine Aufregung und Freude, an den Stolz, den ich empfunden habe, an meine Zuckertüte und an das Fehlen der vorderen Schneidezähne. Ich habe neben Regina gesessen, meiner Spielfreundin, der ich manchmal bei den Übungen geholfen habe und später neben Helma, die ihre Kaugummis unter den Tisch klebte. Für mich war diese Welt normal. Überall haben sich dauerhafte Kontakte und Freundschaften entwickelt. Einige spätere Mitschüler im Gymnasium kannte ich bereits aus der Grundschule und aus dem Kindergarten und bin sogar noch heute mit ihnen befreundet. Ich habe erst als Erwachsene begriffen, wie wenig selbstverständlich dieses Erleben für einen körperbehinderten Menschen ist und welche Alternativen für mich im Raum standen.

1.2.1. Exkurs: Zum Begriff „Stigma“

Die Griechen, die offenbar viel für Anschauungshilfen übrig hatten, schufen den Begriff **Stigma** als Verweis auf körperliche Zeichen, die dazu bestimmt waren, etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes des Zeichenträgers zu offenbaren. Die Zeichen wurden in den Körper geschnitten oder gebrannt und taten öffentlich kund, dass der Träger ein Sklave, ein Verbrecher oder ein Verräter war – eine gebrandmarkte Person, die gemieden werden sollte, vor allem auf öffentlichen Plätzen². Zum Begriff des Stigma unter soziologischer Fragestellung hat insbesondere Irving Goffman³ gearbeitet: Auch heute noch, so meint Goffman⁴ funktioniert dieses Schema: Ein Stigma schließt leicht das Individuum vom normalen sozialen Umgang aus. Denn: „von der Definition her glauben wir natürlich, dass eine Person mit einem Stigma nicht ganz menschlich ist. Unter diesen Voraussetzungen üben wir eine Vielzahl von Diskriminationen aus, durch die wir ihre Lebenschancen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren.“⁵ Sicherlich ist hiermit keine böse Absicht verbunden, jedenfalls meistens nicht. Oft sind es auf Seiten der anderen Hilflosigkeit oder Unsicherheit, die einen normalen Kontakt erschweren. „Die Normalen führen wirklich nichts Böses im Schilde; wenn sie es doch tun, dann nur, weil sie es nicht besser wissen“, sagt Goffman⁶.

Interessant ist nun Goffmans Beobachtung zur Identitätsbildung behinderter Kinder⁷, die durchaus mit meiner subjektive Sicht übereinstimmt: „Ein von Geburt stigmatisiertes Kind kann innerhalb einer schützenden Kapsel durch familiäre und in einem weit geringeren Ausmaß durch eine lokale Nachbarschaft durch das Mittel der Informationskontrolle sorgfältig behütet werden. Es wird verhindert, dass Definitionen, die seine Person herabsetzen, in den Zauberkreis hineinkommen ...Der Punkt in dem Leben des behüteten Individuums, an dem der häusliche Kreis es nicht länger schützen kann, wird nach sozialer Klasse, Wohnort und Art des Stigma

¹ Zum Begriff „Schicksal“ Vgl.: Tillich, Systematik I, 308 ff

² Goffman, Stigma (im Folgenden ohne eigene Angabe), 9

³ Titel der Originalausgabe: Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, 1963 by Prentice-Hall, Inc., Englewood Cliffs. N.J.

⁴ Goffman, 13

⁵ ebd.

⁶ Goffman, 145

⁷ a.a.O., 46

variieren, wird aber, wenn er eintritt, in jedem Fall eine moralische Erfahrung bewirken.“ Häufig wird der Eintritt in die Volksschule als Stigmaerfahrung berichtet, verbunden mit Spott, Hänseleien und anderen Herabsetzungen ¹. Das diese Erfahrung in frühen Jahren mir erspart blieb, hat verschiedene Gründe:

Nach meiner Beobachtung wird ein Kind, je mehr es „gehandicapt“ ist, um so wahrscheinlicher in eine Sonderschule für seinesgleichen geschickt werden. Um so abrupter wird es seiner Beurteilung durch die Öffentlichkeit in der Gesamtheit ins Gesicht sehen müssen. Die einfache Tatsache, dass ich nicht im Rollstuhl saß, hat meine Einschulung in einer dörfliche Volksschule vermutlich vereinfacht. Außerdem halte ich es auch für eine Generationsfrage. Heute ist das Verfahren, behinderte Kinder „normal“ einzuschulen, erheblich reglementierter. Damals wurde ich als Ausnahme behandelt.

Es scheint mir rückblickend sehr hilfreich gewesen zu sein, in einem Dorf groß geworden zu sein. Auf diese Weise hatte ich immer wieder Kontakt mit einer überschaubaren Anzahl von Menschen, die Gelegenheit hatten, sich mit mir vertraut zu machen und umgekehrt. Im Laufe der Zeit rückte so natürlich mein Behindertsein in den Hintergrund und andere Eigenschaften wurden wichtig.

Diese grundlegende Erfahrung hat sich für mich als alltagstauglich und hilfreich erwiesen. Heute empfinde ich die Kontinuität von Kontakten immer noch als wohltuend. Ich möchte nicht ständig von vorne anfangen, das heißt Unsicherheit, Irritationen und Hilflosigkeit, etc. bei meinem Gegenüber wahrzunehmen und abbauen zu helfen. Von meiner Berufskollegin Veronika Zippert, die ebenfalls kurze Arme hat wie ich, habe ich erfahren: „Eine überschaubare Gemeinschaft ist das ideale Lebensumfeld für Pfarrerin Zippert. Mit der ‚gesunden Neugierde‘ bekannter Menschen, die ihr zur Seite stehen, könne sie gut leben, meint sie. Es war anders während der Studienzeit in München, als fremde Menschen sie in der U-Bahn ‚angafften‘.“ ² Da ich ganz ähnliche Erfahrungen gesammelt habe, kann ich diesen Aussagen sehr zustimmen: Kontext und Kontinuum sind ebenso wie für meine Kollegin auch für mich dann günstig gestaltet, wenn der Kontext überschaubar ist und eine Kontinuität des Kontextes gewährleistet ist. ³

1.3. Dritte Säule der Identität: Arbeit und Leistung

Meine Entscheidung zum Studium der Theologie hatte verschiedene Gründe: einerseits war ich über Jahre in der kirchlichen Jugendarbeit eingebunden, dann habe ich mir Antworten auf religiöse und soziale Fragen erhofft, die sich mir im Religionsunterricht in der Schule und im Jugendkreis gestellt hatten. Ob ich wirklich einmal in den Pfarrberuf gehen würde, wusste ich zur damaligen Zeit nicht. Ich hatte einen Abschluss ins Auge gefasst mit der vagen Idee, später entweder im journalistischen oder seelsorgerlichen Bereich tätig werden zu können. Pfarrerin zu werden, war nicht meine erste Idee, aber ganz ausschließen mochte ich es auch nicht. Vielleicht bin ich deswegen am Anfang des Studiums von mir aus gar nicht auf die Idee gekommen, dass mir das Landeskirchenamt bei einer Einstellung Schwierigkeiten machen könnte. Kommilitonen wiesen mich daraufhin. So stellte ich den Antrag, in die Liste der Studierenden aufgenommen zu werden, und wurde zum Gespräch eingeladen. Ich wurde mit dem Hinweis in die Liste

¹ ebd.

² Berufen wie Moses, 65

³ zu Kontext und Kontinuum vgl.: Petzold, IT, 2. 21. 54. 56ff u.a.; Rahm, 114 ff

aufgenommen, dass sich daraus keine rechtlichen Ansprüche auf Einstellung ergeben. Aber das galt für alle Studierenden. Das Studium selbst verlief gut, ohne Unterschiede zu Kommilitonen. Nur im ersten Examen wurde mir für die schriftlichen Arbeiten ohne Schwierigkeiten einer Zeitverlängerung gewährt. Nach dem Examen machte ich zunächst ein Redaktionspraktikum bei einer Zeitung in Hamburg, dann folgte das Vikariat. Mein Mentor nahm mich freundlich auf. Auch von Seiten der Gemeinde empfand ich freundliche Neugierde. Ich „probierte mich“ durch alle Kasualien und gottesdienstlichen Felder. Das Experiment gelang¹.

1.4. Vierte Säule der Identität: Materielle Sicherheit

Als Pastorin der Landeskirche wird mein Dienst wie bei meinen Kollegen und Kolleginnen besoldet. Ich kann davon gut leben. Einmal in der Woche kommt eine Putzhilfe, um die Wohnung zu reinigen. Auch das zählt für mich zur materiellen Sicherheit, ebenso wie die Schneiderin, die in der Lage ist, meine Kleidung angemessen und gut zu ändern. Meistens müssen die Ärmel gekürzt und neu eingesetzt werden. Und bei vielen Dingen (nicht nur) im Haushalt hilft mir mein Mann mit. Auch wenn ich vieles allein kann, spüre ich dennoch im Hintergrund meine Grenzen.

1.5. Fünfte Säule der Identität: Bereich der Werte

Zur Identität eines Menschen gehört auch sein Gewissen oder Über – Ich: Es werden ihm einerseits Werte als „gesagte“ Werte vermittelt, andererseits werden Werte und Normen „erfahren“ durch Handlungen und Taten der anderen. Werden unterschiedliche Wertestrukturen durch Wort einerseits und Tat andererseits der sozialen Gruppe an das Individuum vermittelt, so werden diese Werte auch zunächst in ihrer Unterschiedlichkeit übernommen. Prägender jedoch als die „gehörten“ Werte sind aller meistens die „erfahrenen“²:

Als ca. vierjähriges Mädchen habe ich meine Großmutter einmal gefragt, warum meine Schwester lange Arme hat und ich kurze. Ich selber habe diese Frage vergessen, meine Großmutter hatte sie aber noch in Erinnerung: " Als du das gefragt hast, konnte ich dir gar nicht richtig antworten, weil ich weinen musste. Deshalb habe ich meinen Blick dann abgewendet von dir." Identifiziere ich mich mit meiner Großmutter, kann ich ihre Traurigkeit nachvollziehen. Gleichzeitig hatte sie jedoch in ihrer Trauer keine Sprach- und Vermittlungsmöglichkeiten, um sich mir deutlich mitzuteilen. Sie war vermutlich hilflos und überfordert. Identifiziere ich mich mit der vierjährigen Heike, so bekomme ich nach der Reaktion meiner Großmutter Schuldgefühle und das Gefühl, ein Tabu gebrochen zu haben, über das man nicht reden darf. Mit meiner Frage hatte ich - aus Kindersicht - das Gefühl, meine Oma traurig gemacht zu haben: Spreche ich über meine Arme, wendet Oma sich ab. Also machen meine Arme andere traurig und darum spreche ich besser nicht darüber. Natürlich lässt sich aus diesem Einzelfall noch keine Struktur ableiten. Es gab andere Menschen in meinem Umfeld, die anders reagiert haben. Dennoch wird auch an

¹ Von ähnlichen Erfahrungen berichtet Veronika Zippert, in: Berufen wie Moses, 62f

² Petzold, IT, 122. 510 u.a.; Rahm, 154

diesem kleinen und frühen Beispiel deutlich, wodurch das Selbstwertgefühl mitgeprägt werden kann.

Von einer anderen Schwierigkeit im Umgang mit behinderten Menschen spricht Esther Bollag: „Ich saß einst einem schwerer cerebral gelähmten Mädchen gegenüber. Die Kleine war mit Feuereifer dabei, ein Haus aus Legosteinen zu bauen. Ich bemühte mich, die Unterlage gut festzuhalten, die bei jeder ihrer Bewegungen davon rutschte. Nach zwei Stunden stand noch kein Haus, nur ein paar Steine hafteten auf der Unterlage. Das Mädchen strahlte. Und ich war nervlich komplett am Ende. Es hatte mich meine ganze Willenskraft gekostet, ihr zu zusehen und nur ab und zu einmal einen Baustein zu platzieren, den sie auch nach dem x - ten Anlauf nicht hatte an den gewünschten Ort bringen können. Mehr als einmal hätte ich ihr am liebsten die Steine aus der Hand gerissen und das Haus selbst gebaut. Nur - das hätte an ihrer Behinderung gar nichts geändert - sie nur verstärkt. Das Kind wäre einmal mehr zur Passivität verurteilt gewesen. Und ich hätte mich über meine Ohnmachtsgefühle hinwegtäuschen können.“¹

Goffman bringt die Situation deutlich auf den Punkt: „In sozialen Situationen mit einem Individuum, bei dem ein Stigma bekannt ist oder wahrgenommen wird, verwenden wir also wahrscheinlich Kategorien, die nicht passen, und sowohl wir als auch der Stigmatisierte erfahren wahrscheinlich Unbehagen. Natürlich gibt es von diesem Standpunkt aus oft eine signifikante Entwicklung.“² Bevor ich jedoch auf diese signifikanten Entwicklungsmöglichkeiten zu sprechen komme, möchte ich im folgenden noch bei dem zitierten Unbehagen verharren, weil ich davon ausgehe, dass gerade diese teils nur atmosphärisch greifbare Beziehungsqualität Auswirkungen auf die soziale Bewertung und Wertigkeit eines behinderten Menschen hat, wie auch auf sein eigenes Selbstwertgefühl. Petzold spricht von einer „Trauer um beschädigte Leiblichkeit“³: Was das konkret bedeuten kann, wird deutlich in Siegfried Lenz' Roman „Der Verlust“. Hier beschreibt er differenziert die Situation eines Mannes, dem nach einem Hirnschlag der Verlust der Sprache zu verkraften bleibt. Vor diesem Schlag hatte er als Fremdenführer gearbeitet, wo er mit großer Sprachgewandtheit seine Heimatstadt Hamburg erklärte. Interessanterweise erfährt die Leserin jedoch wenig über die Innensicht des betroffenen Mannes, sondern wie es ihm ergehen mag, wird indirekt über seine Freunde und seine Gefährtin ausgedrückt. Lenz beschreibt sehr genau die Hilflosigkeit seiner Freunde nach der Erkrankung des Mannes. In einer Begegnung zwischen den Freunden und der Lebensgefährtin des Mannes heißt es: „Es tut uns sehr leid, wir überlegen den ganzen Tag, wie wir ihm helfen können... Diese Not... Diese Einsamkeit ... Schlimmeres konnte ihm nicht passieren. Keiner weiß, was ihm bevorsteht, sagte sie, was ihm reserviert ist, jeder muss auf sich nehmen, was ihm zum Schluss vorbehalten ist, und doch kann man sich nicht damit abfinden, wenn es einige außer der Reihe trifft. Alles hätten wir für möglich gehalten, nur das nicht: das Uli die Sprache genommen wird.“⁴

Krankheit, Behinderung und Tod scheinen gewissermaßen auf einer Linie zu liegen, die an ihrem Endpunkt eine Zerstörung des Lebens bedeutet. So verstanden bedeutet Krankheit eine teilweise Zerstörung des Lebens und der Tod eine vollkommene Zerstörung. In einem kranken oder behinderten Menschen wird offenbar diese mögliche Realität eines gestörten Lebens vor Augen geführt und so gedacht dann auch der Endpunkt als Zerstörung des Lebens. Es kann jedem Menschen geschehen, und der Tod wird sogar jedem Menschen geschehen, weil er zum Leben dazugehört. Aber das ist eben doch schwierig zu ertragen und wird deswegen als eigene Lebensmöglichkeit eher abgespalten. Insbesondere die Tatsache, sterben zu müssen, findet sich

¹ Berufen wie Moses, 32

² Goffman, 30

³ Petzold, IT, 1164

⁴ Lenz, Verlust, 169

im Bewusstsein unserer Epoche selten verankert. Es gab andere Zeiten, in denen dieses Bewusstsein stärker verankert war als es heute der Fall ist. Setzt man diese unsichtbare Verbindungslinie zwischen Behinderung und Tod voraus, so wundert es nicht, wenn ein stigmatisierter Mensch auf Ablehnung trifft. Er erinnert daran, dass wir in Grenzen leben, aber wer lässt sich gerne daran erinnern? Hier greift das Konzept der Delegation als eine besondere Form der Abwehr: Nicht ich bin krank, sondern Du. Und weil Du krank bist, bin ich es Gott sei Dank nicht. Als eine besondere Form der Projektion zielt die Delegation darauf, dass das Abgewehrte von einem anderen zum Ausdruck gebracht und gelebt wird und nicht von mir¹. Noch immer unter der Überschrift zur fünften Säule der Identität lassen sich im behinderten Individuum in Folge solcher Projektionen Minderwertigkeitsgefühle verstehen. Projektionen „arbeiten“ fast immer mit Bewertungen, Abwertungen, Aufwertungen. Und es gilt bei ihnen: je stärker das Abgewehrte, desto schwieriger lässt sich die Projektion in die eigene Verantwortung zurückbinden. Auch eine besonders betonte Hilfsbereitschaft und Fürsorglichkeit des Deligierenden gegenüber dem Kranken gehören hierher, ebenso jedoch liegen Aggressionen in der Abwehr verborgen. Denn: Oftmals liegen unter einer Überfürsorglichkeit umgekehrt starke Abwehrimpulse getarnt²: Abwehr ruft einen starken Gegenstrom an Gefühlen wach. (mündlich: E. Hölscher).

Ich möchte meine hier zusammengestellte Sammlung von gehörten und gelesenen (und unterstellten) Projektionen, die Auswirkungen auf „erfahrene“ Werte haben, nicht überbewerten. Ich meine nämlich, dass der Umgang mit Behinderungen, das Stigma - Management³, ein allgemeiner Bestandteil von Gesellschaft ist, ein Prozess, der auftritt, wo immer es darum geht Identitäten und Normen zu entwickeln und auszubilden. Fast alle Menschen stehen in gewisser Weise vor der Schwierigkeit, sich als Abweichung von Normen zu erkennen, die sie nicht erfüllen. Das Ich und das Ich - Ideal können auch bei einem „normalen“ Menschen auseinander klaffen. Zum Beispiel gibt es in einem bestimmten Sinn nur ein vollständig akzeptables menschliches Wesen in Amerika, nämlich „einen jungen, verheirateten, weißen, städtischen, nordstaatlichen, heterosexuellen protestantischen Vater mit Collegebildung, vollbeschäftigt, von gutem Aussehen, normalem Gewicht und Größe und mit Erfolgen im Sport“⁴. Viele amerikanische Männer tendieren dahin, aus dieser Perspektive auf die Welt zu sehen. Jeder Mann, der in irgendeinem dieser Punkte versagt, neigt dazu, sich wenigstens augenblicksweise für unwert, unvollkommen und inferior zu halten. „Die allgemeinen Identitätswerte einer Gesellschaft mögen nirgends vollständig verankert sein, und dennoch werfen sie irgendeine Art Schatten über die Begegnungen, auf die man überall im täglichen Leben stößt“⁵.

Natürlich hinterlassen diese internalisierten Werte ihre Prägungen, aber ebenso natürlich unterliegen Werte auch einem Wandel, der abhängig ist von Kontinuität und Kontext: Nach längerer Zeit und in vertrauter Umgebung wirkt dieselbe Unvollkommenheit oder Behinderung selbstverständlicher als im ersten Kontakt. Das kenne ich aus eigenem Erleben, denn „oft vergesse ich, dass ich etwas auffallend bin, z. B. wenn ich mit den Füßen gestikuliere oder etwas mit den Händen tue. Erst die Blicke oder die Äußerungen meiner Mitmenschen lassen mich aufmerken.“⁶ Auch im privaten Alltag sind meine kurze Arme nichts Besonderes. Mein Mann und auch unsere und meine Freunde kennen mich nicht anders und finden das „ganz normal“, wenn ich vieles mit dem Füßen erledige. Darum bedeutet es für mich oft eine innere Umstellung,

¹ Petzold, IT 687. 1166; Rahm, 321

² W. Schmidtbauer, Die hilflosen Helfer

³ Begriffsprägung nach Goffman, 94 f

⁴ Goffman, 158

⁵ Goffman ebd.

⁶ in: Berufen wie Mose, 61

in den Blicken anderer Menschen, zu erkennen und zu sehen, dass ich von ihnen nicht für so normal gehalten werden. Selten wird diese Irritation ausdrücklich genannt, aber sie ist spürbar. Wiederum Goffman hat darauf verwiesen¹, dass das stigmatisierte Individuum sich als nicht anders als irgendein anderes menschliches Geschöpf definiert, während es von sich und den Menschen seiner Umgebung zur gleichen Zeit als jemand, der abgesondert ist, definiert wird. Selbst wenn dem stigmatisierten Individuum gesagt wird, dass es ein menschliches Wesen wie jedes andere sei, wird ihm zugleich gesagt, dass es unweise wäre zu „täuschen“ oder seine Gruppe fallen zu lassen. Kurzum, es wird ihm gesagt, dass es wie jeder andere ist, und dass es das nicht ist. Dieser Widerspruch und Witz ist sein Schicksal und seine Bestimmung. Für diesen grundlegenden Widerspruch - in sich selbst -, der vor allen Dingen vom behinderten Menschen empfunden wird, gilt es, eine Lösung zu finden, eine irgendwie geartete Integration.

Wie lassen sich nun die Unterschiede zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung glätten? Es scheint symptomatisch für stigmatisierte Menschen zu sein, mit dieser Diskrepanz konfrontiert zu sein: Im Falle von Behinderungen können die persönliche Identität und die soziale Identität offensichtlich aus einander klaffen. Der behinderte Mensch wird anders gesehen als er sich selbst sieht, jedenfalls in ersten Kontakten. Fallen jedoch unsere Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung über längere Zeit auseinander, so kann es zu schweren Störungen² kommen. Vielleicht lässt sich die Diskrepanz zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung bei einem behinderten Menschen niemals ganz auflösen, davon gehe ich zumindest für Erstkontakte aus. Ich halte es sogar für sinnvoll, an dieser Stelle sehr genau zu differenzieren. Die Fremdwahrnehmungen dürfen nicht der alleinige und korrekte Maßstab sein, um den Grad des Schadens oder der Gesundheit des beschädigten Individuums angemessen zu erfassen. Im Gegenteil können die Auffassungen der „Normalen“ durchaus auf eigenen Abspaltungen oder Projektionen beruhen, die ungefiltert aufzunehmen für das beschädigte Individuum noch mehr Schaden bringen können. Welche Möglichkeiten gibt es, welche Technik im Umgang mit anderen, um den Kontakt zu normalisieren?

Zunächst: Aus meiner Sicht macht es Sinn, das behinderte Kind und Kleinkind so gut es geht vor negativen Projektionen zu schützen und ihm solange als möglich das Bild eines wesentlich normalen Menschen einzupflanzen. Was es ja fraglos auch ist. In den Augen der Familie war ich die Tochter oder Schwester Heike, geliebt und abgelehnt wie andere Kinder auch. Erst später und nach der Pubertät kam für mich eine mehr oder weniger bewusste Auseinandersetzung mit den bisher aus meinem Leben weitgehend ausgeblendet Reaktionen anderer Menschen wie Erschrecken, Hilflosigkeit, Abwertung, Neugierde, Interesse, Ablehnung, etc.. Ich halte es darum rückblickend für einen Gewinn, in meiner frühen Kindheit von diesen Eindrücken verschont worden zu sein, auch wenn die Auseinandersetzung in nachlaufender Erkenntnis hart war (und ist).

Sodann sei wieder auf Goffman verwiesen, der Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität vorstellt. Er unterscheidet zur Integration des stigmatisierten Individuums und seine Identitätsbildung zwei grundlegend von einander abweichende Gruppenmodelle und damit verbunden zwei grundsätzliche Möglichkeiten der inneren Ausrichtung eines stigmatisierten Individuums. Die erste ist die sogenannte In – group Ausrichtung. Hier bewegt sich der behinderte Mensch im Kreise gleichartig Betroffener. In Behindertenstätten, Wohnheimen und Pflegezentren, besonderen Schule und besonderen Ausbildungsstätten bildet sich diese Gruppenstruktur aus, aber auch in Selbsthilfegruppen oder autonomen Gruppierungen

¹ Goffman, 136

² Petzold, IT, 530f (Selbstbilder); Rahm, 150

Betroffener. Das stigmatisierte Individuum, welches diesen Kurs freiwillig¹ einschlägt, wird vermutlich folgende Kennzeichen entwickeln²: Die Sprache wird aggressiver und die stigmatisierten Attribute werden stolz zur Schau getragen. Oft tauchen in diesem Zusammenhang auch militante Tendenzen auf, beobachtet Goffman³, die das Individuum politisieren können. Tatsächlich entdecke ich diese Muster in verschiedenen Betroffenen-Äußerungen wieder. So schreibt die Bremer „Krüppelfrauen“-Gruppe⁴: „Wenn Betroffene, sogenannte Behinderte, sich selbst `Krüppel` nennen, dann tun sie das ganz bewusst! Wir halten den Unterdrückern (Institutionen, Aussonderungsstätten, Fachleuten aus dem Behindertenbereich usw.) einen Spiegel vors Gesicht. Das, was sie im negativen Sinne denken (minderwertig, nicht konform mit den gesellschaftlichen Anforderungen, Abwehr, Ekel usw.), sprechen wir mit dem Wort `Krüppel` aus und setzen diesen Begriff für uns positiv um. Krüppel gehen auf die Straße, um für ihre Rechte zu kämpfen.“

Tatsächlich tauchen alle von Goffman erwähnten Strukturmerkmale⁵ hier wieder auf, wie Politisierung, Militanz und zur Schau tragen der stereotypen Attribute, in diesem Falle der Behinderung. Die Frage ist hier: Welche Entwicklungsmöglichkeiten könnten aus dieser Sicht erwachsen? Wozu verhilft solche Identifikation und Ausrichtung? Vermutlich hilft diese Sichtweise dabei, den eigenen, beschädigten Leib besser zu akzeptieren und sich durchaus auch aggressiv für die eigene Wertschätzung einzusetzen. Mir erscheint es heilsamer, gegen die – auf die `Unterdrücker` projizierte - *eigene* Minderbewertung zu kämpfen als diese ungefiltert zu übernehmen. Denn: Identität bildet sich auch durch aus dem Umfeld stammende Identitätsattributionen (social identity). Eine zumindest zeitweilige In-group Ausrichtung könnte ich mir hier stabilisierend und entwicklungsfördernd vorstellen, um das Selbstwertgefühl⁶ zu stärken und darüber hinaus auch den persönlichen Wertbezug⁷ auszubilden. Die Auseinandersetzung mit Normen und Werten ist für die Ausbildung der Identität von entscheidender Bedeutung und eine zeitweilige In-Group Ausrichtung verhilft unter Umständen dazu, Attributionen positiv zu evaluieren wie im Falle der Bremer Krüppelfrauen und auf diese Weise Internalisierungen zu schaffen, die `gute Innenwelten` aufzubauen helfen.⁸

Eine In – Group Ausrichtung könnte ein wichtiger Schritt in der Identitätsausbildung eines behinderten Menschen sein, wenn dieser an der Schwelle zur bewussten Auseinandersetzung mit dem eigenen Stigma steht und nicht zur Isolation vom übrigen Kontext, dem „normalen“ Leben führt. Eine In – Group Ausrichtung mit teils aggressiver Tendenz zur Umwertung internalisierter Werte kann ein wichtiger Schritt sein, so wie es in der gender – Diskussion erarbeitet worden ist. Für Frauen war es eine zeitlang überaus wichtig (und ist es oft auch noch), in bestimmten Zusammenhängen *nur* mit Frauen zu überlegen, zu Planen und zu bedenken.

Es liegt allerdings eine Gefahr darin, als In-group Teilnehmer in „den Anderen“ eben nur die „generalisierten Anderen in mir“ zu sehen und damit einen echten Kontakt unmöglich zu

¹ In einem Pflegeheim, mit seiner notgedrungenen oder durch äußere Umstände erzwungenen Bewohnerschaft werden sich vermutlich andere Strukturmerkmale herausbilden.

² Goffman, 142

³ ebd.

⁴ Barwig/ Busch, 124

⁵ Goffmans Typologie lässt sich natürlich auch auf andere Gruppierungen übertragen, welche sich selber oder von der Gesellschaft als stigmatisiert und benachteiligt verstehen wie z.B.: Homosexuelle, Ethische o. religiöse Minderheitenbewegungen

⁶ Petzold, IT, 688 ff; Rahm, 155

⁷ Frühmann, Petzold, Lehrjahre, 549

⁸ Frühmann, Petzold, Lehrjahre, 550

gestalten. Zur Vollständigkeit der Wahrnehmung gehört stets auch die andere, die vermiedene Seite hinzu. Meines Erachtens gehört zum vollständigen, behinderten Leben auch die Integration der ungeliebten Seiten ins eigene Leben hinzu. Und es gehört meiner Meinung nach im Leben eines stigmatisierten Menschen auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Stigma unbedingt hinzu oder in anderen Worten die Angleichung der Diskrepanz zwischen Ich und Ich-Ideal. Ein Betroffener äußert sich: „Neben all der Gegenwehr gegen die gesellschaftlichen Diskriminierungen, neben all den Kämpfen gegen die gesellschaftliche Minderbewertung steht nun wieder an, den eigenen, den inneren Minderbewertungen zu begegnen. wie das die Krüppelbewegung in den Anfängen getan hat. Leider nur, um nach ersten Versuchen die Flucht in die politische Aktion zu suchen“¹. Natürlich ist hiermit nicht der Verzicht auf politisches Denken gemeint, denn es ist meiner Meinung nach überhaupt nicht schädlich, sondern überaus nützlich auch gesellschaftliche Faktoren zu berücksichtigen. Doch: politische Aktion kann als Flucht und Vermeidung verstanden werden, wenn – wie im Beispiel der Bremer Krüppelfrauen – die Sicht des Gegenüber gar nicht mehr in den Blick gerät, sondern pauschalisiert wird (hier als „Unterdrücker“). Es fehlt diesen In – group Mitgliedern offenbar an sozialer Wahrnehmung und an Möglichkeiten, mit anderen Menschen zu kommunizieren und in Kontakt zutreten.² Und gerade das Fehlen an Differenziertheit in der Wahrnehmung des Gegenübers ist Strukturmerkmal einer In–group–Ausrichtung: Die Bremer Krüppelfrauen, die ich hier beispielhaft anführe, nehmen ihr Gegenüber schlichtweg nicht wahr, wenn sie unterstellen, dass zum einen im Gegenüber ein „Unterdrücker“ lauert und zum anderen, dass dieser „Unterdrücker“ nur Negatives über Behinderung denkt. Vermieden werden aus dieser Binnensicht der In-group einzelne, vitale Kontakte und das ganze Spektrum an möglicherweise stattfindender Zuwendung, Sympathie, Verletzung, Nicht – Verstehen, etc.. Auf diese Weise wird die „eigene“ Gruppe Bestätigung für ihre Projektionen erhalten und in der militanten Ausrichtung fixiert werden. Auf der anderen Seite ist der Ort der Gruppe nun außerhalb der Gesellschaft. Möglicherweise wird es irgendwann zur Erschöpfung der Mitglieder kommen und zu „burn- out“ Erfahrungen, mit einer Enttäuschung gegen Mitglieder der eigenen Gruppe, die nicht genügend mit gekämpft haben. Gerade so ist vor etwa einem Jahr das Ende der „randschau“ Zeitung von dementsprechend enttäuschten Äußerungen begleitet worden.

Die grundsätzlich andere Lösung zur Identitätsbildung für behinderte Menschen wäre eine sogenannte Out group Orientierung, die Goffman folgendermaßen beschreibt³: „Das Individuum sollte sich seines Gebrechens nicht schämen; noch sollte es sich durch den Versuch, dass Gebrechen zu verstecken, kompromittieren. Durch harte Arbeit und beharrliches Selbsttraining sollte es gewöhnliche Standards so vollkommen wie möglich erfüllen. Und weil auch Normale ihre Sorgen haben, sollte das stigmatisierte Individuum weder Bitterkeit, Groll, noch Selbstmitleid fühlen. Eine heitere, ergebene Art sollte kultiviert werden.“ Und der Stigmatisierte sollte davon ausgehen, dass er in gemischten sozialen Situationen meistens die hilfreichereren Verfahren erworben hat, den Normalen in dieser Situation zu helfen. Geringschätzigkeiten, schroffen Abweisungen und taktlosen Bemerkungen sollte nicht auf gleiche Weise geantwortet werden. Wenn der behinderte Mensch merkt, dass die Normalen es schwierig finden, seinen Fehler zu ignorieren, sollte er versuchen, ihnen in der sozialen Situationen durch überlegte Bemühungen darin behilflich zu sein, die Spannung zu reduzieren. Von Seiten der Normalen wird in vielen Situationen einer stigmatisierten Person die Höflichkeit erwiesen, ihren Defekt so zu behandeln, als ob er nicht der Beachtung wert sei und es bedeutet umgekehrt, das Normale

¹ Sandfort, randschau 2/94, 23

² Frühmann, Petzold, Lehrjahre 543

³ Goffman, 143

relativ unberührt bleiben können vom intimen Kontakt mit einem Stigmatisierten, relativ unbedroht in ihrem Identitätsglauben.. Umgekehrt wird den stigmatisierten Individuen geraten, sich als eine normale Person zu akzeptieren um dessen willen, was andere auf diese Weise gewinnen können. Dabei ist es wichtig auf die unausgesprochenen Grenzen zu achten. Beispielsweise sollte ein behinderter Mensch das taktvolle Akzeptieren seiner selbst nicht überbewerten oder zu weit ausdehnen, denn diese Akzeptanz ist bedingt. Sie hängt davon ab, ob die Normalen nicht über den Punkt hinaus gedrängt werden, bis zu dem sie Akzeptierung bequem ausdehnen können. Von den Stigmatisierten wird taktvoll erwartet, wie Gentlemen zu sein und ihr Glück nicht zu erzwingen; sie sollten die Grenzen der ihnen gezeigten Akzeptierung nicht auf die Probe stellen und nicht zur Basis weiterer Forderungen machen. Toleranz ist Teil eines Geschäftes. Soweit beschreibt Goffman die Situation eines stigmatisierten Individuums und kommt dann zu der Schlussbildung, dass letztlich beide In – group und Out – group Ausrichtung eine mögliche Ich – Identität für den entsprechenden Menschen bieten. Keine der beiden Möglichkeiten ist perfekt, doch Perfektion wird es im unvollständigen Leben ohnehin kaum geben.... und im vollständigen Leben auch nicht.

Die integrative Therapie spricht in ihren anthropologischen Grundkonzepten von Intersubjektivität. In je unterschiedlicher Ausprägung kommt es eigentlich in jedem menschlichen Kontakt zum Aushandeln der gemeinsamen `Wahrheit`, nämlich der Beziehungswahrheit. „Intersubjektivität ist eine innere Haltung, die immer das Bewusstsein `mitlaufen` lässt, dass aus der Warte des anderen die Welt anders aussehen könnte als aus unserer eigenen Sicht.“¹ Auf diese Weise können Projektionen abgetragen werden, und können Wertmaßstäbe verändert werden.

Kurzum: Es geht also darum, miteinander ins Gespräch einzutreten. Und damit komme ich zum nächsten Kapitel:

¹ Rahm, 81

2. Pfarramt und Rolle: Behindert im Pfarramt

„Stigma als Tabu - oder Stigma als Führung ins Heilige“? so ließe sich dieses Kapitel auch überschreiben. Zu den Themenbereichen „Pfarramt“ und „Wandel des Pfarrerbildes“ ließen sich bergeweise Literatur verarbeiten. Exemplarisch seien hier vor allem auf die unter soziologischer Perspektive gefasste Habilitationsschrift von Isolde Karle „Der Pfarrberuf als Profession“¹ verwiesen und auf eine Untersuchung des Pastoralsoziologischen Instituts der evangelischen Fachhochschule Hannover mit dem Titel „Pfarrerinnen und Pfarrer erleben viel Veränderung – verändert sich das Pfarramt?“². Beide Schriften befassen sich allerdings nicht mit der Frage von körperlichen Behinderungen im Pfarramt. Hierzu bleibe ich auf Vermutungen angewiesen und auf Analogieschlüsse.

2.1. Zum Rollenbegriff

Petzold³ macht darauf aufmerksam wie sehr jede Rolle durch ihren gesellschaftlichen Status mitdefiniert wird. „Mit Status / Position ist die Realisierung einer sozialen Rolle als die Gesamtheit aller Verhaltenserwartungen, die an den Status gerichtet werden, verbunden.“⁴ Dabei hat das Innehaben einer gewissen Rolle selbstverständlich Auswirkungen auf die Identitätsbildung des Rolleninhabers⁵. Man kann sich leicht einen jungen Pfarrer auf dem Dorf vorstellen, der durch seine Rolle im Laufe der Jahre zunehmend pastoraler wird und wirkt, nach einer gewissen Zeit also Elemente seiner Rolle in seine Identitätsbildung bewusst und unbewußt gerinnen lässt. Hierbei gilt: Eine Rolle ist immer bezogen auf eine Komplementärrolle⁶: die Rolle des Arztes auf den Patienten und umgekehrt; die Rolle des Pastors auf seine „Seelen“ und umgekehrt. Man kann sich eine Rolle nicht vorstellen ohne mindestens eine andere mitzudenken. Die Erwartungen der „Gemeinde“ spielen hierbei ebenso eine Rolle wie die Bereitschaft des Pfarrers diese Rolle zu spielen. Natürlich gibt es in der Ausgestaltung der konkreten Rolle einen breiten und erheblichen Spielraum. Zu bedenken ist auch, dass es „die Gemeinde“ nicht geben wird, sondern sehr unterschiedliche einzelne Menschen mit unterschiedlichsten Erwartungen an die Rolle des Pfarrers oder der Pfarrerin. Ob die Pastorin gerade mit Konfirmanden zu tun hat oder sich in einem Trauergespräch befindet, schafft einen großen Erwartungsunterschied. Dennoch bleibt der Pfarrer/ die Pfarrerin in jedem dieser unterschiedlichen Kontakte und *settings* in der Rolle der Pfarrerin / des Pfarrers.

¹ Gütersloh 2001

² Ein Workshop des Pastoralsoziologischen Instituts der Evangelischen Fachhochschule Hannover zur Zukunft pastoraler Arbeit vom 12. Mai 2001

³ in: Petzold / Frühmann, 517

⁴ ebenda

⁵ Petzold, in Petzold/ Frühmann, 517

⁶ ebenda; und: Rahm, 128

Zu fragen ist nun, ob und wie durch eine sichtbare Behinderung die Rolle der Pastorin gefärbt wird. Wird die Rolle beeinträchtigt? Ergeben sich gar neue Chancen und Möglichkeiten? Beides scheint denkbar: Denn in jedem komplementären Beziehungsgefüge liegt auch eine Chance. Es muss nicht statisch sein. Mich interessiert vor der persönlichen Konkretion ein kurzer Blick auf die sozialgeschichtliche Genese: Inwieweit tauchen Körperbehinderte überhaupt im Pfarrberuf auf?

2.2. Zum Wandel des Pfarrerbildes

Über Menschen mit Behinderung im Pfarramt lässt sich erwartungsgemäß wenig in Erfahrung bringen. Doch einige Beobachtungen und Schlussfolgerungen sind möglich.

Nach dem zweiten Weltkrieg gehörten behinderte Menschen deutlich mit ins Bild der Gesellschaft. Traurige und drastische Bilanz der Körperverletzungen und Behinderungen nach diesem Kriege allein in der damaligen Bundesrepublik Deutschland sind: „80678 einseitig Beinamputierte, 26897 einseitig Armamputierte und 7500 doppelseitig Arm – bzw. Beinamputierte“¹. Bedenkt man hier zum Vergleich welche Resonanz die weitaus geringere Anzahl der in den 60ziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geborenen etwa 3000 Kinder mit Schädigungen durch Thalidomid („Contergan“) hervorrief, so wird deutlich, in welchem Ausmaß Kriegsversehrtheit zum normalen Umgang gehörte. Es wurde die Vokabel des Kriegsversehrten entwickelt und genauso wie andere Männer auch, - so lässt sich vermuten – waren Männer mit dem Beruf des Pfarrers von diesen körperlichen Einschränkungen betroffen. Diese versehrten Pfarrer haben in den meisten Fällen nach dem Kriege vermutungsweise ihren Beruf wieder ergriffen. Die Gemeinden kannten ihren Pfarrer schon aus Zeiten vor dem Krieg und falls er nun behindert sein sollte, ging es ihm nicht anders als vielen Männern seiner Generation. Weil die Gemeinde bei soviel umfassender, in der Gesellschaft vorhandener Versehrtheit und Zerstörung vor Augen (nicht nur im physiologischen Sinn) mit dem Anblick von Behinderung vertraut war, wird es hier selten zu Vermittlungsschwierigkeiten gekommen sein. Aus demselben Grund – es herrschte Pfarrermangel – wurde zunehmend auch Frauen der Weg ins Pfarramt ermöglicht².

Der Wandel des Pfarrerbildes unterlag also wie die gesamtgesellschaftliche Situation einer starken Zäsur und notwendigen Neuorientierung nach den Erfahrungen aus dem zweiten Weltkrieg. Eine Bewusstheit für die Brüchigkeit menschlicher Existenz wird vermutungsweise auch im Pfarrerbild ihren Niederschlag gefunden haben.

Das Pfarrerdienstgesetz der hannoverschen Landeskirche³ entspricht vorsichtig diesem Bestand, indem es sagt in § 11.6: „In das Pfarrerdienstverhältnis kann einberufen werden, wer frei von Krankheiten und Gebrechen ist, die die Ausübung des Dienstes wesentlich hindern.“

¹ Dustmann, 86

² Schon während des Krieges wurden viele Theologinnen mit der Leitung und Versorgung von Pfarrämtern betraut. Viele der männlichen Kollegen waren zum Kriegsdienst eingezogen. Vgl: Waltraud Hummerich Diezun, 467

³ Pfarrerdienstgesetz

Das Gesetz stammt aus der Nachkriegszeit und es ist zu vermuten, dass in seiner vorsichtigen Formulierung Erfahrungen der jüngst zurückliegenden Kriegsjahre mit ihrer geballten Erfahrung von Versehrtheit eingeflossen sind. Zugleich ist das Gesetz so offen gefasst, dass eine Entscheidung in dieser Angelegenheit in die Hoheit des Personaldezernates fällt, was ich mir für das Dezernat nicht immer leicht vorstelle. Wie ist zu entscheiden, wann die Ausübung des Dienstes wesentlich gehindert ist und wodurch könnte sie blockiert sein? Mangelnde Kommunikationsfähigkeit und narzisstische Pfarrherrlichkeit könnten aus meiner Sicht hier ebenso behindernd wirken wie körperliche Einschränkungen.

Nach dem WK II und seinen vielen in der Gesellschaft zurückgelassenen Verletzungen, Hinterbliebenen und Versehrten, wird das Thema „Behinderung“ nicht nur von Versehrtenverbänden, sondern auch von Elterninitiativen betroffener Kinder übernommen. 1958 wird beispielsweise die „Lebenshilfe“ gegründet¹, zunächst als Elterninitiative und später – in den achtziger Jahren – als Selbsthilfebewegung. „Es hat doch keinen Sinn“ sagten Betroffene, „für behinderte Menschen etwas erreichen zu wollen, wenn die Betroffenen selbst nichts zu sagen haben. Wir tun uns zusammen und machen das selbst.“²

In kirchlichen Kreisen beginnt eine bewusste Auseinandersetzung unter der Fragestellung „Behinderte auf der Kanzel?“ meines Wissens zuerst 1981 in der Evangelischen Akademie Bad Segeberg und wird in den folgenden Jahren auf entsprechenden Foren einige Male aufgegriffen. Dabei finde ich es rückblickend erstaunlich, wie sehr die dort vorgedachten Inhalte später tatsächlich von einzelnen Landeskirchen in die Tat umgesetzt worden sind: Heute sind in einigen Landeskirchen Pastoren oder Pastorinnen mit körperlichen Behinderungen zu finden. Vor wenigen Jahren wurde sogar ein bundesweit agierender Konvent von Menschen mit Behinderungen im Pfarramt gegründet³.

Natürlich spielt – wie in anderen Berufszweigen auch – der personalpolitische Hintergrund eine wichtige Rolle bei der Entscheidung, einen Menschen mit Behinderung einzustellen: In Zeiten von Mangel wird es eher leicht fallen, beinahe jeden und jede Absolventin des Theologiestudiums zu übernehmen, in Zeiten der personellen Fülle, bzw. des finanziellen Mangels wird eine Auswahl stärker selektieren. Doch: Was sollen die Kriterien sein? Physiologische und physiognomische Kriterien allein reichen gewiss nicht aus. Auf der anderen Seite gibt es gekoppelt an das Berufsbild „PfarrerIn“ eine berechtigte Erwartung der Gemeinde: „Ein Pfarrer kann sich nicht wie ein nicht ordiniertes Gemeindeglied damit entschuldigen, keine Zeit, keine Lust *oder keine ausreichenden Fähigkeiten zu haben* (Hervorhebungen von Verfasserin), um einen Gottesdienst oder eine Beerdigung zu übernehmen. Das Amt wurde institutionalisiert, um genau diese ‚Erwartungsunsicherheit‘ zu reduzieren“⁴. In der Praxis werden genau hier die schwierigen Punkte zu knacken sein: Wie kann man mit einem Rollstuhl auf den engen Pfaden zwischen den Grabstätten an ein bestimmtes Grab gelangen, um eine Beerdigung zu zelebrieren? Wie lässt sich mit kurzen Armen der Kelch zum Abendmahl austeilen? Oder wie lässt sich der Segen am Ende des Gottesdienstes liturgisch angemessen mit kurzen Armen entfalten?

Das sind auch aus meiner selbst betroffenen Sicht sehr berechtigte Fragen. Ein zeitgenössischer Vertreter aus populärem kirchlichem Kontext, der vermutungsweise große Schwierigkeiten hätte, hier zu konstruktiven Lösungen zu gelangen ist Albrecht Grözinger⁵. Er

¹ A.Jürgens, Zur Geschichte der Emanzipationsbewegung behinderter Menschen; in: Der (im-)perfekte Mensch, 35

² aaO

³ vgl.: Berufen wie Mose. Menschen mit Behinderungen im Pfarramt. Hg.: Konvent von Behinderten SeelsorgerInnen und BehindertenseelsorgerInnen

⁴ Karle, 162

⁵ Grözinger, 1998

verhandelt unter der Überschrift „Die Wiederkehr des Heiligen“ vor allem den sonntäglichen Gottesdienst. Ausdrücklich verweist er auf Zusammenhänge mit dem Theater, als einer „postmodernen Kunstlehre“ auch für den Gottesdienst¹. Die Planungen und pfarramtlichen Entscheidungen heißen dann Regie und erfolgen nach einem Drehbuch, namens erneuerte Agenda². Es gehe darum, Atmosphären des Feiertags herzustellen, damit „die Menschen Wahrnehmungen der Atmosphäre eines Feiertags machen können“³. Ästhetische Kategorien spielen hierbei eine dominierende Rolle.

Auch wenn ich Grözinger in vielen Punkten folge, so sehe ich dennoch als Problem: Das Heilige erfährt in diesem Zusammenhang eine formale Beschreibung und Betonung. Der Autor beschreibt vor allem die angemessene Führung unter Leitung der Pastoren durch den heiligen Sonntagsgottesdienst, oder die angemessene, rite vollzogene, Austeilung der heiligen Sakramente. Als Person wird der Pfarrer so verstanden austauschbar und ersetzbar, als Rolleninhaber und Amtsausübender aber umso wichtiger. Diese Sichtweise nähert sich meiner Meinung nach einem katholischen Verständnis an. In der römisch – christlichen Sichtweise hat „Behinderung“ einen ebenso vom Priestertum ausschließenden Charakter wie das weibliche Geschlecht.⁴

Ein Wandel des Pfarrerbildes wie es dieses etwa auf evangelischer Seite gibt, ist hier nur schwer vorstellbar. Mit einem Vorlauf langjähriger Kontroversen werden auf evangelischer Seite – im Sinne der *ecclesia semper reformanda* - Veränderungen innerhalb des soziologischen Kontextes alsbald auch im Pfarrerbild wiederentdeckt: „Man hatte gedacht, dass Pfarrer immer Männer sind, und stellt nun fest: dieser Pfarrer ist eine Frau. Soll man Pfarrin sagen ? Handkuß?“ Dieses Zitat von Niklas Luhmann aus dem Jahre 1987 verdeutlicht ironisch, dass der Zugang von Frauen zum Männerberuf `Pfarrer` zunächst einmal Irritationen auslöste und zudem erstaunlich jungen Datums ist. Erst in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts sind Theologinnen in den evangelischen Landeskirchen mit ihren männlichen Kollegen gleichgestellt.“⁵ Erst seither werden Theologinnen ordiniert und mit allen Rechten und Pflichten des geistlichen Amtes ausgestattet.

Ein anderer bis dahin undenkbarer Entwicklungsschritt im Pfarrerbild war die Akzeptanz von Ehescheidungen auch im Pfarrhaus. Manfred Josuttis benennt diese bis dahin tabuisierte Möglichkeit in seinem 1992 geschriebenen Aufsatz „auch geschiedene Pfarrer sind berufstauglich“⁶ und bereitet einer Integration dieser Lebensform ins Pfarrerbild damit den Weg.

Es ist so gesehen also wenig erstaunlich, im protestantischen Pfarrer eben auch einmal einen Menschen mit Behinderung anzutreffen. Es passt zum reformatorischen Kirchenverständnis, sich gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen nicht zu verschließen. Wenn sich der gesellschaftliche Status von bestimmten Personengruppen verändert hat, hat sich oft auch das Pfarrerbild dementsprechend verändert und geöffnet.

Die Gefahr einer solchen Rezeption verschiedenster Biografien und Lebensformen in den Pfarrberuf ist jedoch nicht von der Hand zu weisen: „Durch die Individualisierungsprozesse seit Beginn der Moderne, insbesondere aber in den letzten Jahrzehnten, ist der Pfarrberuf in die Krise geraten.“ schreibt Isolde Karle in der Einleitung zu ihrer Habilitationsschrift aus dem Jahre 2001⁷

¹ a.a.O., 98

² a.a.O.,101

³ a.a.O., 96

⁴ unbeschadet der Erkrankung des Papstes Johannes Paul II. (Morbus Parkinson), die zum Zeitpunkt seiner Priesterweihe noch nicht erkennbar war.

⁵ Karle, 281f

⁶ Josuttis, 1992

⁷ Karle, 11

und als einen wesentlichen kritischen Punkt benennt sie die unreflektierte Betonung von Authentizität und Individualität im modernen Pfarrerbild, welches „einer Pfarrherrlichkeit modernen Stils Vorschub leistet“¹ und in der Gemeinde eine mangelnde Erwartungssicherheit hinterlässt. Die Konzentration auf die Individualität und Subjektivität des Pfarrers, bzw. der Pfarrerin habe zu einer radikalen Vernachlässigung von Inhalten geführt.²

Damit bin ich also wieder bei den Inhalten angekommen. Eine breiter gefächerte Diskussion um die Krise des Pfarrberufs überlasse ich anderen. Mich interessiert hier nur diese Frage: Welche Chancen liegen darin verborgen, wenn ein Mensch mit sichtbaren Behinderungen im Pfarramt tätig ist? Was ist möglicherweise das besondere Potential dieser Konstellation von Pfarramt und Behinderung? Dietmar Mieth versucht auf diese Frage eine aus meiner Sicht vollmundige Antwort, die die zu diesem Lebensentwurf gehörende schwere Kommunikationsarbeit eher verbirgt. Er spricht über *Die prophetische Aufgabe des behinderten Menschen*³ : „Der Problembereich um Leiden, Krankheit, Behinderung und Tod geht nicht einer ausgesonderten Minderheit unserer Gesellschaft, sondern jeden Menschen etwas an. ... Die Prophetie des behinderten Menschen ist also die Erinnerung an die allgemeine Kontingenz des Menschseins: die Endlichkeit, die Angewiesenheit, die Abhängigkeit, die Begrenztheit und die Fehlerhaftigkeit.“⁴ Auch benennt er folgenden Zusammenhang: „ein Leben in ständiger Verdrängung eigener Grenzen und Schwächen und in dauernder Angst voreinander ist tödlich. Wir brauchen das uneingeschränkte Eingeständnis unserer Unzulänglichkeiten, unseres Angewiesenseins auf andere, um überleben zu können, aber auch das Vertrauen, angenommen und geliebt zu sein, so wie wir sind. Genau hier setzt die prophetische Aufgabe des behinderten Menschen an. Er kann darauf hinweisen, woraus wir Menschen eigentlich leben: Nicht primär aus unserer Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, sondern aus dem Vertrauen und der Mitmenschlichkeit. Ein Mensch mit sichtbaren Mängeln oder Schwächen kann sich kaum – über eine Grenzen hinwegmogeln und sich etwas vormachen. Die sichtbaren und fühlbaren Grenzen zwingen ihn, sich in seiner Hinfälligkeit und Schwäche unverhüllt zu sehen und sich mit den fundamentalen Werten des Menschseins auseinander zu setzen.“⁵ Dietmar Mieth trifft aus meiner Sicht hier eine sehr idealistische Einschätzung: So könnte es im Idealfall aussehen, wenn sowohl der behinderte Mensch wie auch seine Umgebung dessen Begrenztheit als Aufgabe akzeptieren und an dieser Aufgabe arbeiten.

Aber immerhin: Auch von einem Pfarrer wird Kompetenz im Umgang mit Leiden erwartet. Seine seelsorgerliche Kompetenz in diesen Fragen wird geradezu vorausgesetzt: Ein Pfarrer wird unter Umständen ans Sterbebett geholt, und auf jeden Fall begleitet er diesen leidvollen Übergang für die Trauernden und er ist auch in der Abschiedsphase der Angehörigen präsent. Kurzum: Umgang und Kompetenz in allen Fragen des menschlichen Leidens wird vom Pfarrer erwartet. Auf der anderen Seite sollte er gewiss nicht im Leiden und schon gar nicht im eigenen Leid verklebt sein. Hier also müsste die kommunikative und seelsorgerliche *Kompetenz* befragt und überprüft werden. Ein Pfarrer darf meiner Meinung nach keinesfalls ungefiltert seine eigenen Bedürftigkeiten in der Gemeinde kommunizieren und auch nicht seine persönlichen narzisstischen Kränkungen unter dem Pseudonym der Authentizität verbreiten. Um dem idealistischen Anspruch Dietmar Mieths annäherungsweise zu entsprechen, bedarf es einer sehr

¹ a.a.O., 14

² a.a.O., 13

³ Mieth, D., Vom Anfang und Ende des Lebens. Kriterien zur Bestimmung des menschlichen Lebens unter ethischer Perspektive, in: Stiftung Deutsches Hygiene Museum, Der (im-)perfekte Mensch, 2001, 51 - 68

⁴ a.a.O., 62f

⁵ a.a.O., 63

genauen Wahrnehmungsfähigkeit und ausdifferenzierter kommunikativer Reaktionsmöglichkeiten. Hierzu arbeite ich im dritten Teil meiner Untersuchung.

2. 3. Zum religionsgeschichtlichen Hintergrund

Wichtig erscheint mir die ahnungsweise Erfassung eines Hintergrundes des von mir gewählten Themas. Denn: In der Auseinandersetzung eigener Gestalten, Figuren vor ihrem Hintergrund spielen nicht nur persönliche und individuelle Disposition eine wichtige Rolle, sondern ein jeder ist auch Kind seiner Zeit und Epoche. In das eigene So – Geworden – Sein fließen auch kollektive und gesellschaftliche Bilder und Vorstellungen mit ein. Petzold vertritt eine Auffassung von „Psychotherapie als Kulturarbeit“¹, eine Vorstellung, die sich mit meinem nächsten Schritt vermutungsweise berührt. Bei der Beschäftigung mit meiner Fragestellung bin ich auch auf eine interessante Korrelation gestoßen zwischen dem Bereich, der – wie auch immer- als religiöser heiliger Bereich qualifiziert wird und auf der anderen Seite dem Bereich des Missgestalteten, des Unvollkommenen an sich. Manchmal berühren sich beide Bereiche und haben miteinander zu tun, manchmal werden beide Bereiche dualistisch voneinander getrennt und auf nahezu gegenläufige Pole projiziert. Auch für die Priesterschaft, als Vertreter des Heiligen in der Welt, welcher religiösen Coloeur auch immer, finden sich für beide Modelle Belege: So wird beispielsweise in den sogenannten Reinheitsgeboten unserer Bibel gefordert (3. Mose 21, 17ff), dass ein Priester keine körperlichen Missbildungen aufweisen darf² und auch sonst einen untadeligen Lebenswandel zu führen hat.³ In der Bibel selbst werden aber auch andere Auffassungen vertreten. So war selbst Jakob als religiöser Stammvater an der Hüfte verletzt oder Miriam als Prophetin und Schwester des Mose hatte mit Aussatz zu tun⁴.

Bei einem notgedrungen holzschnittsartigen Blick in die Geschichte fallen zwei Paradigma immer wieder ins Auge: Einerseits gilt das Prinzip des Schönen und Guten, sowie in der klassischen antiken Phase Griechenlands: Schön ist, was Gut ist und umgekehrt. In diesem Falle wird ein äußeres Erscheinungsbild mit inneren Werten unterlegt. Auf die schöne Form wird ein schöner Inhalt projiziert. Zugleich ist damit das Stigma tabuisiert: Es wird als schlecht bewertet, und aus dem Blickfeld genommen. In den kulturellen Projektionen taucht das Stigma dann entsprechend in dämonisierter Gestalt auf und wird in der Unterwelt beheimatet. Aus der projizierten Welt der Sehnsucht, die ja in gewisser Weise dem Raum der Ideale vergleichbar ist, wird das Stigma ganz verbannt wie beispielsweise zeitweilig in der antiken Götterwelt. Zugespitzt formuliert könnte man zu diesem Modell sagen: „das Heilige ist heile und auf jeden Fall frei von Fehlern und Stigmata“.

Das andere Modell integriert das Stigma oder das Leiden. Es gehört hier zum Weg oder zum Raum des Heiligen hinzu. In der christlichen Tradition steht das Kreuz im Mittelpunkt des Glaubens, genau genommen ein Folterinstrument und auf jeden Fall ist das Kreuz ein Inbegriff

¹ Petzold, Mythen, 55

² 3.Mose 21, 17ff: „Wenn einer ... einen Fehler hat, der soll nicht herzutreten, um die Speise seines Gottes zu opfern (= Priester sein, Verf).“

³ So darf ein Priesterkandidat der biblischen alttestamentlichen Antike z.B. keine Witwe oder geschiedene Frau ehelichen.

⁴ Siehe unten

des Leidens. Durch das Leiden hindurch jedoch führe der Weg in das neue Leben oder in anderen Worten gesagt, in das Heilige hinein, so lautet hier die Verheißung. Nach diesem Modell berühren sich das Unschöne, Schwierige, Leidensvolle und auf der anderen Seite das Heilige und Vollkommene, nach diesem Modell bleibt in anderen Worten gesagt, selbst der Himmel nicht frei von Fehlern.

Das „Heilige“ ist eine umfängliche religiöse Vokabel, deren Gehalt ich hier kaum ausloten kann. In dem von mir gesetztem Zusammenhang verweist die Vokabel vor allem auf einen religiösen Hintergrund. Sicher gibt es Brücken und Verbindungen in andere Kontexte,¹ insbesondere in den therapeutischen Bereich, der sich zwar nicht „heilig“, aber doch ausdrücklich „heilend“ benennt. Viele der therapeutischen Schulen vermitteln zugleich mit ihrem methodischen Besteck eine ‚Heilslehre‘². Doch ich möchte hier nicht in Tiefe gehen, sondern einfacher bleiben: „Etwas als ‚heilig‘ erkennen und anerkennen ist in erster Linie eine eigentümliche Bewertung, die so nur auf religiösem Gebiete vorkommt“³. Mir reicht der mit diesem Zitat gesetzte Verweis auf die zwar alte, aber grundlegende Untersuchung von Rudolf Otto über „Das Heilige“⁴: „Das wovon wir reden und was wir versuchen wollen einigermaßen anzugeben, lebt in allen Religionen als ihr eigentlich Innerstes und ohne es wären sie gar nicht Religion. ... (Das Heilige) hat auch einen eigenen Namen in dem semitischen Religionen heißt es: qadosch, dem hagios und sanctus und noch genauer sacer entsprechen. Dass diese Namen in allen drei Sprachen das ‚Gute‘ und schlechthin Gute mitbefassen ... ist gewiß, und dann übersetzen wir sie mit ‚heilig‘. ...In den Anfängen bedeuten alle Ausdrücke wohl etwas anderes als das Gute. Das ist von den heutigen Auslegern wohl allgemein zugestanden. ... Ich bilde hierfür zunächst das Wort: Das Numinöse.“⁵

Wie auch immer dieses Numinöse oder Heilige ausgestattet ist, es wirft in jedem Falle ein Licht auf das kollektive und archaische Bild – und Mythenmaterial der entsprechende Epoche. Und das interessiert mich, weil ich wissen möchte wie der Umgang mit Unvollständigkeit, Begrenztheit und noch genauer gesagt, mit körperlichen Missbildungen sozusagen im innercircle der jeweiligen Kultur angesiedelt ist. Außergewöhnlich und überraschend fand ich zu diesem Themenbereich ein Werk verschiedener, meist orthopädischer Mediziner mit dem Titel „Der Körperbehinderte in Mythologie und Kunst“⁶.

Erstmals hat sich mit den Fragen nach körperlichen Besonderheiten in Götterdarstellungen seitens der Medizin der Pathologe Rudolph Virchow (1821 bis 1902) beschäftigt, der 1898 in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie einen Vortrag über die Frage der pathologisch anatomischen Substrate antiker Zwergendarstellungen lieferte. Ihm folgte der Gynäkologe Friedrich Schatz (1841 bis 1920), der in Wiesbaden 1901 eine Monografie über die griechischen Götter und die menschlichen Missgeburten veröffentlichte⁷. Schatz hatte die These vertreten, dass eine Reihe von mythologischen Persönlichkeiten der griechischen Welt nichts anderes seien als in den Heroen- und Götterhimmel übertragene, tatsächlich beobachtete menschliche Missbildungen. So war er der Ansicht, dass der Mythos vom die Erde tragenden Atlas auf die Beobachtung einer Enzephalozele zurückzuführen sei, ebenso glaubte er, dass die mythologischen Zyklopen und Sirenen auf tatsächlich beobachtete entsprechende menschliche Missbildungen zurückgeführt werden müssten genauso wie die Vorstellungen vom

¹ Petzold spricht in ähnlichen Zusammenhängen von einer Rhizom – Struktur, vgl. IT, 225,265, 280.u.a.

² vgl. Petzold; Mythen, 22.u.a.

³ Otto, R., Das Heilige, 5

⁴ Otto, R., Das Heilige

⁵ a.a.O., 6

⁶ Hg.: Schlegel, K.F., 1983

⁷ Nach Schadewaldt, Körperbehinderte , 3 f

doppelgesichtigen Januskopf der Römer und von den Harpyien mit Menschenleib und Vogelextremitäten, die den menschlichen Phokomelien entsprechen.

Die überzähligen Extremitäten hätten zur Vorstellung von Zentauren geführt, ebenso wie zur Ausbildung der vielköpfigen griechischen Halbgöttern wie der Hydra oder dem Zerberus. Tatsächlich darf festgestellt werden, dass schon seit den ältesten Zeiten die Entstehung schrecklicher Wunderwesen aus der Vereinigung von Göttern, Halbgöttern und Menschen in der griechischen Welt fest angenommen worden ist, wie das die Theogonie von Hesiod (um 400 bis 800 v. Chr.) zeigt. Nach Schatz sind auch Doppelmissbildungen, die in der Antike immer wieder erwähnt werden, durch die Beobachtungen derartiger tatsächlich beobachteter Missbildungen verständlich¹. Natürlich ist diese fachärztliche Perspektive recht eigenwillig und selektiv dazu. Aber wird aus dieser ungewöhnlichen und etwas verrückten Perspektive nicht auch deutlich: Alle diese erwähnten Missgebildeten sind gefährliche mythologische Gestalten und müssen von den Helden der jeweiligen Mythen besiegt werden. Missbildung – so lässt sich folgern – bürgt für ein zerstörerisches Wesen und für Gefahr.

Es ist überraschend, dass viele der mythologischen Abbildungen auf pathologische Stigmata hinweisen, wie sie auch in der modernen Medizin beobachtet werden. Neben den schon erwähnten Fabelwesen, wie den Sirenen, Sphinxen, Harpyien, Gorgonen, Zentauren, oder dem doppelköpfigen Janus, ist der hinkende Beschützer der Schmiedekunst, Hephaistos ein interessantes Objekt. Hephaistos ist im Nebenberuf sozusagen Chirurg. Er war der Sohn des Zeus und der Hera, wurde aber von seinem Göttervater wegen verschiedener Verfehlungen aus dem Himmel gewiesen. Nach der einen Version erlitt er beim Sturz auf die Erde schwere Fußverletzungen, die ihn zeitlebens behinderten, nach einer anderen Version soll er von Geburt an behindert sein. Seine beiden Söhne, der Keulenschwinger Periphetes und Palaimonios waren ebenfalls mit demselben Leiden ausgestattet, deshalb könnte man annehmen, dass eventuell ein angeborener Pes equinovarus das Vorbild für die drei abgegeben haben könnte². Wegen seines schweren Leidens, dass ihn zu anderen Diensten untauglich machte, habe Hephaistos sich dann unter der Erde der Schmiedekunst gewidmet und wurde so zum Gott der Schmiede und des Feuers. Mir erscheint es sehr interessant, dass aus mythologischer Sicht der Lebensort dieses Leidenden unter die Oberfläche verweist und in der Tiefe sein Lebensraum definiert wird. Später ist Hephaistos allerdings wieder im Olymp aufgenommen worden und hat dort Paläste gebaut, hatte aber stets in der Götterhierarchie wohl wegen seiner auffälligen Beeinträchtigung nur eine untergeordnete Stellung eingenommen. Ich möchte es bei diesen wenigen Beispielen belassen.

Auch die christliche „Unterwelt“ bietet interessanten Stoff. Zuerst einmal gerät hier der Teufel selbst in den Blick wie er auf unzähligen mittelalterlichen Darstellungen zu sehen ist. In den Mythologien verschiedener Völker mag diese Personifikation des Bösen unterschiedliche Namen tragen. Neben dem Pferdefuß oder Bocksbein hat der Böse jedoch stets Hörner und einen Schwanz. Dies unbeschadet davon, ob er vom griechischen Diabolos zum Teufel oder vom arabischen Scheitan oder hebräischen Set Typhon zum Satan des Alten Testaments wird. Seine ‚Missbildungen‘ werden vom Mediziner Prof. Dr. Schlegel, ehem. Direktor der orthopädischen Universität Essen, in seinem Aufsatz „Luzifer – ein orthopädischer Patient“³ verglichen mit menschlichen Phokomelien: Die Hörner des Teufels mit Tubera frontalia, seinen Pferdeschweif

¹ a.a.O., 6

² so: Schadewald, a.a.O., 14

³ Schlegel, In: ders, 19 - 27

mit lumbaler Hypotrychose und seinen Pferdefuß mit dem pes equinus.¹ Alle diese Veränderungen ordnet Schlegel zum Krankheitsbild der Spina bifida. Wie nun – so frage ich mich – mag es jemandem mit eben diesem Krankheitsbild nach Lektüre dieser Zeilen gehen? K.F.Schlegel zitiert zu Eingang seiner Schrift den – klumpfüßigen – Lord Byron, der seine Körperbehinderung zeitlebens als einen Makel empfand: „Oh, dass der Teufel, dem sie mich vergleichen, sein Bild beschirme! Habe ich seine Züge, warum nicht auch die Macht?“² Durch diesen Ausruf wird deutlich, welches Potential in solchen Identifikationen schlummern kann. Lord Byron meint, mit dem Teufel identifiziert zu werden, aber in gewisser Weise identifiziert er sich selbst mit dieser Figur des Bösen. Ich vermute, dass die ihn anscheinend überflutenden Ohnmachtserfahrungen (‘hätte ich doch seine Macht!’) zu dieser Identifikation verleiten. Inwieweit er tatsächlich mit dem Teufel verglichen wurde, kann ich natürlich nicht beurteilen. Vielleicht sollte die Frage genauer heißen: Von wem er so verglichen wurde und unter welchen Umständen. Kontext und Korrespondenz dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, doch die lassen sich heute nicht mehr rekonstruieren. Auf der anderen Seite darf auch das sogenannte kollektive Unbewusste nicht unberücksichtigt bleiben. Petzold erinnert: „Auch in diesen kollektiven Dimensionen wohnt Pathogenes, in einem Unbewussten, dessen Symptome wir lesen lernen müssen“³. Ihm geht es darum, Bewusstheit zu schaffen für die „Ursachen hinter den Ursachen“⁴ und er fordert eine Sensibilität der Menschen „für pathogene Unbewusstheiten in der Kultur“⁵: „Diese Phänomene müssen gespürt und erfasst werden, damit Menschen ein ‘Unbehagen’ an solcher Kultur entwickeln“⁶ stellt er abschließend unter Bezugnahme auf S. Freud fest. Petzold⁷ spricht von einer „Verdrängung des Unbewussten in den Leib“. Er stellt unter dieser Überschrift im Grunde genommen Überlegungen zu einer Hermeneutik der Krankheit an. Doch vielleicht ließe sich seine Begrifflichkeit auch auf meine Situation übertragen. Dann würde ich jedoch eher von einer „Projektion des Unbewussten auf den Leib eines anderen“ sprechen im Sinne des social body, wo Einzelne Projektionsträger einer Gruppe werden können. Das würde bedeuten, dass meine kurzen Arme andere dazu bringen würden, bewusst oder unbewußt ihre Schattenanteile auf mich zu projizieren. So gesehen lässt sich auch ein kultureller und religiöser Erdboden mit pathogenen Quecken durchsetzt für Lord Byron annehmen, der ihm eine Zustimmung und Einstimmung in sein Lebensschicksal nicht gerade erleichtert hat. Wie man auch diesen Bereich immer nennt, er umfasst das Schlimme, Böse und Nicht - Wünschenswerte. Er kann auch ganz in den Abgrund und in die Gegenwelt des Himmels projiziert werden als Hölle oder Unterwelt.

¹ Hier wird nun ein enger Zusammenhang konstruiert zwischen einigen körperlichen Auffälligkeit Luzifers und seinem Wohnort im Abgrund bzw. in der Hölle. Allerdings gibt es hier noch einen weiteren Aspekt zu berücksichtigen: der Teufel hat auch optische Verbindungen zu den griechischen Satyren des 4. Jahrhunderts. Satyrjünglinge werden mit Hörneransätzen über der Stirn und mit Schwänzen gezeichnet. Im späten Hellenismus sind diese zunehmend verbunden mit Begriffen wie Fruchtbarkeit und Erotik. In diese Familie gehört der altägyptische Gott Min, bei den Gerichten ist es Pan und im alten Rom der Faun, die alle als Fruchtbarkeitsgott dienten und bocksbeinig, behaart und gehörnt dargestellt wurden. Die Verbannung der Fruchtbarkeit und Erotik in die Hölle, jenseits des regulären Ehelebens, dürften auch als eine Frucht der mittelalterlichen katholischen Kirche verstanden werden. Auf jeden Fall, sollte man diesen Aspekt auch bedenken und keine einfache Analogie ziehen zwischen körperlicher Missgestalt oder veränderter körperlicher Gestalt und einer Verwandtschaft zu den Bewohnern der Hölle.

² Schlegel, In: ders., 19

³ IT 299

⁴ Petzold, IT 300

⁵ a.a.O.

⁶ a.a.O.

⁷ Petzold, IT, 290

Monster und Dämonen bevölkern diesen Bereich zuhauf und abschreckend sitzen sie als Skulpturen an Außenwänden vieler christlichen Kirchen des Mittelalters. Mit der im Mittelalter ausgebildeten Lehre von Himmel und Hölle, bilden sich charakteristische Zuweisungen von Gut und Schön auf der einen Seite, sowie hässlich und böse auf der anderen Seite wieder einmal heraus.

Doch es gibt zum Glück auch andere Mythen und Geschichten des kollektiven Unbewussten, die aus meiner Sicht eher zum Nähr – und fruchtbarem Erdboden geeignet sind. In der christlichen Hagiografie finden sich einige solcher Beispiele. So gilt etwa Rochus als Schutzpatron der Pestkranken. Auch Appollonia, Agathe und Lucia gelten als Heilige. Während die drei letzten weiblichen Heiligen während ihres Martyriums (durch Ausziehen der Zähne, durch Abschneiden der Brüste oder durch Ausstechen der Augen) auf grausame Weise gefoltert wurden, galten sie in später Zeit gerade deswegen jeweils als Patronin der Zahnkranken, der Patientinnen mit Brustkrankheiten, zum Beispiel bei Stillschwierigkeiten oder Karzinomen, oder als Heilige, die bei Augenkrankheiten Hilfe versprach. Also geradewegs die Bewältigung ihres persönlichen Leidensweges hat sie zum Beistand in ähnlichen Angelegenheiten für andere Leidende werden lassen. Für den Heiligen Rochus gibt es Ähnliches zu berichten: Er hatte sich als Pilger in Rom an der Pest angesteckt, sich mühselig noch bis in die Po Ebene geschleppt, dort brach er dann zusammen und nur durch den Beistand eines Engels, der heilsamen Balsam auf seine Pestbeule auftrug und durch seines treuen Hündchens, dass ihm zum Lebensunterhalt täglich aus einer der benachbarten Ortschaft stibitzte Brötchen im Maul herbeitrug, konnte er gerettet werden.

Der Heilige Rochus wird in der Regel mit einer am Oberschenkel lokalisierten Pestbeule abgebildet. Diese ist hier eigentlich falsch abgebildet ist, denn die Beulenpest zeigt sich zuerst in der Leiste, offensichtlich wollte man dem Beschauer dieses aber schamvoll nicht zeigen. Stets steht ihm ein Hündchen zur Seite mit einem Brot im Maul und oft auch der Engel mit dem heilenden Balsam. Die heilige Apollonia wird in der Regel mit einer riesengroßen Zange gezeigt, bei der Heiligen Agathe und der Heiligen Lucia findet man meistens genau diejenigen Organe, die sie ihren Beschauer auf einer Schüssel vorzeigen, welche sie während ihres Martyriums verloren haben: Die ausgeschlagenen Zähne, die Brüste oder die Augäpfel.

Auch wenn diese Bilder und bildhaften Vorstellungen sehr drastisch erscheinen, so weisen sie doch daraufhin, dass ein Zusammenhang bestehen kann zwischen einem Leiden und dessen Bewältigung, sowie der späteren eigenen Heilungsfähigkeit. „Nur der verwundete Arzt kann heilen“ sagt es C.G.Jung. Das eben beschriebene Modell folgt einer Struktur, in der das Leiden nicht ausgeblendet wird, sondern als eine zu bewältigende Aufgabe oder Probe (wie vielfach im Falle der christlichen Heiligen) gesehen wird. In diesem Sinne argumentiert auch die Jung – Schülerin Marie-Louise von Franz: „Jede Dunkelheit, in die wir geraten, kann aber auch eine Einweihung genannt werden,. Initiation heißt `in etwas hineingehen´. Der erste Schritt führt meist in etwas Dunkles. Die Schamanen sagen, dass die Erziehung zum Medizinmann damit beginnt, das man den Dämonen in die Hände fällt; wer sich aber dann aus der Dunkelheit herausarbeitet, wird Medizinmann; und wer in ihr stecken bleibt, ist krank. Man kann in gewissem Sinn jede seelische Krankheit als Initiation ansehen. Auch das Schlimmste, in das man hineinfällt, kann zu einer Initiation führen; man gerät in etwas, das einem zugehört und nun muss man herausfinden, was es ist.“¹ Mit dieser Aussage – so idealistisch sie im Einzelfall auch sein mag – ist jedoch eine vollkommen andere Qualität erfasst als in den stark dualistisch ausgeprägten Mythologien.

¹ nach Woodman, M. in: Bly, R., Die ferne Zarin, 214f

Auch im biblischen Kontext werden – plakativ formuliert – solche ‚das Leiden‘ oder ‚das Böse‘ integrierenden Geschichten erzählt. Exemplarisch greife ich die Ätiologie von Jakobs Kampf am Jabbok heraus (Genesis 32, 23 – 32): Jakob, der biblische Urvater ist mit den Seinen unterwegs. In der Nacht muss er die Furt am Jabbok, eines Nebenfluss zum Jordan, überqueren und bringt alle, die zu ihm gehören sicher an das andere Ufer. Er blieb allein zurück. Da rang ein Unbekannter mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Aber der dämonische Fremde schafft es nicht, Jakob zu besiegen. Deshalb schlug er ihn und verrenkte Jakobs Hüfte. Der Fremde bittet Jakob, ihn loszulassen und gehen zu lassen. Jakob aber spricht den eigentümlichen Satz: „Ich lasse dich nicht, es sei denn du segnest mich.“ Der Fremde segnet Jakob daraufhin mit einem weitreichenden Segen: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen (übersetzt: der Lügner), sondern Israel (übersetzt: Gott kämpft), denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen“¹. Und nun wird deutlich, mit wem Jakob gerungen hat, denn er nennt die Furt „Penuel“, das heißt „Angesicht Gottes“.

Überraschend erscheint es vielleicht wie unbefangen in dieser Geschichte von den dämonischen und zerstörungsfähigen Seiten Gottes berichtet wird. Das vielfach in regressiver Kirchenlandschaft² kolportierte Bild vom „lieben Gott“ erhält durch solche Darstellung Risse im Gebälk. Doch entspricht die Wahrnehmung eines Gefährdungspotentials in unserer Welt nicht viel eher der Realität? Und in andere Richtung gedacht: Werden viele biblische Erzählungen in ihrer aktuellen Rezeption nicht sehr häufig um ihren abgründigen, dunklen und kenntnisreichen Gehalt beschnitten?³ Es wäre gut, den naiven Glauben an das Gute zu verlassen oder zu transformieren: „Wir versuchen zu glauben“ sagt Marion Woodman, „ dass es die dunklen Seiten⁴ nicht gebe, dass wir Wunderkinder seien, dazu geboren, nur glücklich zu sein und niemals zu sterben; Wohlstand sei unser Geburtsrecht. Hässliches, Destruktives, Todbringendes gibt es einfach nicht.“⁵ Diese destruktive Seite des Lebens wird also oftmals ausgeblendet, sowohl aus dem Alltag wie eben auch aus der Religion. Es liegt aber eine große Chance darin, sich diese Seite einzuverleiben und nicht weiter abzuspalten: Paul Ricoeur spricht hier von der „zweiten Naivität“, die auch einen erwachsenen Umgang mit dem mythologischen Material des kollektiven Unbewussten ermögliche. Diese ‚zweite Naivität‘ erweist sich daran, dass sich „die Analyse von einem Sinn zu einem anderen Sinn“ bewegt.⁶

Konkret wird diese Vogelperspektive durch die bereits zitierte Psychoanalytikerin Marion Woodman, die nach persönlichen Krisen – und Todeserfahrungen einen anderen Zugang zur Schönheit der Welt entdeckte als zuvor: „Schönheit war jetzt die nackte Realität. - die Schönheit der Bussarde, die bei Sonnenuntergang in den schwarzen Bäumen darauf warteten, sich auf eine sterbende Kuh zu stürzen, die Schönheit des pulsierenden Lebens, das in alle Richtungen wimmelte.“⁷ Die persönliche Konfrontation mit dem Tod im eigenen Leben hatte diese veränderte Perspektive zur Folge, während ihr im reichen Kanada diese unverstellten Seiten des Lebens oft „unter zuviel Make – up begraben“⁸ waren.

¹ Gen 32, 23 ff nach Martin Luther

² vgl.: Böhmer, A.: Arbeitsplatz Evangelische Kirche

³ Meine Vermutung ist, dass viele Zeitgenossen unbewusst ähnlich empfinden und die kirchliche „Kinderstube“ verlassen, um sich rauheren, aber scheinbar wahrhaftigeren religiösen Formen zuzuwenden: Mahakala als zornige Emanation des Buddha im tibetischen Buddhismus drückt diese zerstörerischen Seiten Gottes ganz offensichtlich aus.

⁴ Martin Luther spricht hier vom deus absconditus

⁵ in: Bly, Zarin, 253

⁶ nach Petzold, IT, 172

⁷ Bly, Zarin, 257

⁸ a.a.O.

An dieser Stelle möchte ich meinen Ausflug in die Religionsgeschichte abbrechen. Ich denke, soviel ist deutlich geworden: Die Aufspaltung von gut und schön auf der einen Seite, sowie auf der anderen Seite von hässlich und böse, lässt sich in verschiedenen Stadien der Religion immer wieder beobachten, auch im Christentum und auch in der Bibel. Ein dualistisches Denken bildet hierzu die Folie, indem ein großer Erfahrungsaspekt des Menschseins abgespalten und in die Hölle verbannt wird. Ebenso gibt es andere mythologische 'Lösungsmodelle' für die Theodizeefrage, die Frage nach der Herkunft des Leidens in der Welt: Das ist der zuletzt beschriebene Weg nach der Integration des Leidens, der Zerstörung bis hin in das Gottesbild selbst. Diesem letztgenannten Modell traue ich persönlich weitaus mehr Heilungskraft zu.

2.4. Praxisbeispiele

Nach den grundsätzlichen Überlegungen in den vorangehenden Kapiteln wird es nun konkreter. Zunächst folgt ein eher darstellender Bereich. Hier geht es um die konkret zu lösenden Aufgaben und Schwierigkeiten einer Pastorin mit Behinderung und noch konkreter gesagt, einer Pastorin mit kurzen Armen:

2.4.1. Berufsbeginn

Innerhalb sehr kurzer Zeit war im Stadtteil bekannt, dass ich eine neue Pastorin in Bemerode bin. Zufällig gibt es im Stadtteil eine weitere Frau, die ebenfalls kurze Arme hat, mir ansonsten aber kaum ähnlich sieht und einen vollkommen anderen Lebensentwurf führt. Sie hat mich darauf hingewiesen, dass sie sehr häufig mit mir verwechselt würde. Ich bin auch mit ihr mehrfach verwechselt worden. Unsere kurzen Arme sind sozusagen zum Erkennungszeichen, zur sozialen Information geworden. Es gibt grob gesehen – laut Goffman¹ - zwei Grundkategorien dieser sozialen Informationen, nämlich einerseits als Statussymbol und andererseits als Stigmasymbole: „Wenn solche Zeichen Prestigeforderungen stellen, kann man sie Pluspunkte nennen; wenn sie stillschweigende Anforderungen diskreditieren, kann man sie Minuspunkte nennen“². Vermutlich ist diese Katalogisierung etwas in Verwirrung geraten, denn einerseits ist eine sichtbare Behinderung in den Augen der meisten Menschen als Makel zu sehen und andererseits ist der Pfarrberuf für viele ein Beruf mit einem anerkannten gesellschaftlichen Status. So lässt sich für mich rückblickend die Irritation und Unsicherheit meines Gegenübers in vielen anfänglichen Kontakten erklären. Natürlich kommen auch ganz einfach zu erklärende Unsicherheiten hinzu: Viele Menschen wussten nicht, wie sie mir die Hand geben sollten und haben sich außerdem nicht getraut, mich zu fragen. „Es ist eine Tatsache,“ meint Goffman, „dass Normale in vielen Situationen einer stigmatisierten Person die Höflichkeit erweisen, ihren Defekt so zu behandeln als ob er nicht der Beachtung wert wäre.“³ Es war demzufolge oft meine Aufgabe, hier 'das Eis

¹ Goffman, 58

² Goffman, 60

³ Goffman, 149

zu brechen', denn die unsicheren Situationen sind ja geblieben wie beispielsweise die Verabschiedung nach dem Gottesdienst an der Kirchenpforte. Meine Aufgabe bestand darin, diese Hilflosigkeit in meinen Gegenüber zu erahnen und nach seiner und meiner Möglichkeit zu benennen. Das war nicht immer leicht und sicherlich – aus meiner Sicht – zusätzliche Arbeit im Vergleich zu meinen langarmigen Kollegen. In diese Zeit fällt sicherlich nachvollziehbar meine persönliche Entscheidung, eine seelsorgerliche Ausbildung zu beginnen für mich selbst und für andere, um meine kommunikative Kompetenz so zu erweitern, dass die Arbeit als Pastorin zukünftig in einer ausgewogenen Mischung von Lust und Last zu erwarten sei.¹

2.4.2. Hausbesuche anlässlich von Jubiläen

Auf den dienstlichen Geburtstagsbesuchen in der Gemeinde hat sich das eingangs beschriebene Phänomen wiederholt: Auch hier bin ich oft auf Irritationen stoßen. Es haben sich trotz meiner Bemühungen, nicht alle Spannungen im ersten Kontakt auflösen lassen. Vielleicht kommt erschwerend in diese Situation des ersten Kontaktes hinzu, dass in meinem Gemeindegebiet ein Berufsbildungswerk für körperbehinderte Menschen liegt, mit dem ich beruflich eigentlich nicht zu tun habe. Es gehört zu einer diakonischen Einrichtung und ist damit einem anderen Bereich zugeordnet. Man könnte aber vermuten, dass etliche Menschen im Stadtteil den Anblick körperbehinderter Menschen im Stadtteil durch diese Einrichtung gewöhnt seien, was auch tatsächlich der Fall ist. Auf der anderen Seite finden sofort Zuweisungen statt: Viele der Jubilare sind nämlich im ersten Jahr im ersten Augenblick von der Annahme ausgegangen, dass ich privat zu Besuch käme als Abgesandte eben dieser Einrichtung für Körperbehinderte. Die Wahrnehmung der von mir Besuchten war von dieser Übertragung, bzw. Projektion eingetrübt² und hat eine offene Situation zunächst blockiert. Dennoch bin ich – als Vertreterin der Kirche und damit als weitere und andere Projektionsfigur - sehr freundlich empfangen worden. In dieser sogenannten Initialphase³ eines Kontaktzyklus⁴ geht es um das Wahrnehmen der Situation und des Kontextes, es geht um ersten Kontakt. Da ich bei meinen Besuchen höflich hinein gebeten worden bin, konnten wir über diesen ersten Kontakt hinaus in die nächste Phase einsteigen, nämlich die Aktionsphase, geprägt durch strukturierende und präzisierende Gesprächselemente⁵. Diese Strukturierungen, Sicherheiten schaffen, waren dabei wesentlich meine Aufgabe: Erklären, Vermitteln, Fragen beantworten. Doch im kommenden Jahren hatte sich dieses Verhältnis komplett verändert. Inzwischen hatten mich viele schon im Gottesdienst erlebt und natürlich auf Beerdigungen. Wenn ich jetzt zum Geburtstag gekommen bin - zu den gleichen Jubilaren - wie im vergangenen Jahr, so wurde ich oft schon erwartet und - wie es für diesen seelsorgerlichen Beruf in diesem Kontext zu erwarten ist – zwischen Kaffeetasse und Sachertorte in wirklich seelsorgerliche Gespräche geführt, die bedrückend Erlebtes oder Schwieriges, der von mir Besuchten zum Gegenstand hatten: Die Integrationsphase hatte begonnen⁶.

¹ P.S.: So ist es gekommen.

² Petzold, IT, 132

³ Petzold, IT, 70

⁴ Petzold, IT 69

⁵ Petzold, IT, 73

⁶ Petzold, IT, 75

2.4.3. Kasualpraxis: Beerdigungen

Als wichtigen Baustein zur Beziehungsbildung habe ich Beerdigungen erlebt, mit den vorangehenden Trauergesprächen, evtl. folgenden Nachgesprächen und vor allem dem Gottesdienst und der Bestattung selbst. Gründe hierfür sind meiner Meinung nach, einerseits die besondere und stark auf sich selbst bezogene Situation der Trauernden. Wichtig ist es, dass jemand zuhört und wie jemand zuhört, nicht so wichtig ist es in dieser extremen Lebensphase wie jemand aussieht. Gesprächskompetenz und Einfühlungsvermögen, die Fähigkeit zur Intersubjektivität und Exzentrizität sind wichtiger als das Aussehen des Gesprächspartners. „Intersubjektivität erfordert eine fundamentale Annahme des anderen als den, der er ist, verschieden von mir und mir doch verbunden“¹. Exzentrizität meint im Sprachgebrauch der Integrativen Therapie die Fähigkeit zum Fokuswechsel. „Der mehrperspektivische Zugang erfordert auch das Wahrnehmen des eigenen Wahrnehmens, die Reflexion des eigenen Reflektierens, ...“² oder salopp gesagt, die Fähigkeit des Professionellen eine Vogelperspektive einnehmen zu können. In Trauergesprächen waren für einige der von mir Besuchten meine kurzen Arme kein Gegenstand der Betrachtung, da sie in die Landschaft eigener Trauer zurückgezogen waren und so gesehen nur eine getrübte Wahrnehmung des anderen zur Verfügung hatten.

Bei anderen haben konfluierende Tendenzen³ meiner Gesprächspartner eine Verbindung hergestellt: „Ihnen geht es ja auch nicht so gut. Sie haben sicher Verständnis für meine Situation“, habe ich sinngemäß verschiedentlich gehört und als Projektion so stehen lassen. Hier begegnet wieder das Phänomen des Projizierten: Da ich kurze Arme habe, wird angenommen, dass es mir schlecht gehe. Zum Erleben des Verlustes gehört auch der Neid auf andere, die es – wie unterstellt wird - besser haben. Es kann hilfreich sein jemanden optisch Mitleidendes neben sich zu haben. So gesehen war meine Behinderung in diesen Gesprächen manchmal eine Brücke zum Gegenüber. Auch die von Dietmar Mieth⁴ erwähnte Kontingenz des behinderten Menschen zu den Themenfeldern Behinderung, Krankheit und Tod mag hier eine Facette der Begegnung zwischen dem Trauernden und mir dargestellt haben und möglicherweise den Kontakt zwischen uns vertieft oder vereinfacht haben.

Auch die Dinge fordern ihren Zoll, erfordern ein gewisses Maß an Antizipation und technischer Planung. Im voraus musste ich besonders anlässlich der Beerdigungen eine Menge überlegen: Hat der Bestatter auch wirklich die kleine Schaufel bereitgehalten, die ich später brauchen werde. Mein Ringbuch kann ich nicht mit an die Grabstätte tragen, darum habe ich hierfür eine kleine Folie vorbereitet. Für den Computerausdruck meiner Texte achte ich auf Umbruchstellen, um während des Gottesdienstes nicht mitten im wichtigen Passagen zu blättern, denn das kann ich schlecht. Ich antizipierte also jeden Schritt., vor allem natürlich jede Handlung, um einem möglichst störungsfreien und rite vollzogenem Gottesdienst nahe zu kommen.

¹ Petzold, IT, 59

² Petzold, IT, 102

³ Rahm, 287

⁴ siehe oben

2.4.4. Austeilung des Abendmahles

Ähnliche Fragestellungen, die den Bereich der liturgischen Dichte und Präsenz betreffen, gehörten anfänglich zur Austeilung des Abendmahles. Hier bin ich auf die Mithilfe durch den Kirchenvorstand angewiesen, denn ich kann den Kelch nicht genügend sicher halten und weiterreichen. Deutlich spüre ich hier meine Grenzen und deutlich wird hier eine Gemeinde in die Begrenztheit ihrer Pfarrerin einbezogen. Das ist schon ein Dilemma und gerade in diesem Beruf, dem einiges zugetraut wird und dessen Inhaber sich wohl in ihrer Potenz hin und wieder auch selbst überschätzen. Auf die Allmachtsphantasien vieler Berufskollegen verweist insbesondere Manfred Josuttis¹. Allerdings meine ich, dass jeder sich mit eigenen Grenzerfahrungen bei näherer Beleuchtung konfrontiert sehen müsste. Wie sehr jedoch hier ein offenbar aktuelles und auch brisantes berufsethisches und berufspolitisches Thema schlummert, wird auch in neueren Darstellungen deutlich wie z.B. bei Isolde Karle² oder in der Broschüre des pastoralsoziologischen Instituts, das sich eigens dem Thema „Begrenzung“ widmet³. Kurzum: Ich bin auf Hilfe bei der Austeilung des Abendmahls angewiesen, was nach der lutherischen Lehre vom Priestertum aller Gläubigen aus meiner Sicht möglich sein muss. In der Praxis fällt diese nötige Unterstützung tatsächlich nicht weiter auf, weil es in der Gemeinde zum üblichen liturgischen Ablauf gehört, dass der Kirchenvorstand bei jeder Austeilung des Abendmahles beteiligt ist, auch bei meinen Kollegen und nicht nur bei mir. Das ist für mich natürlich eine Erleichterung. In aller Regel fand das Abendmahl in den von mir gehaltenen Gottesdiensten deshalb ohne Besonderheiten statt.

Jedoch gab es im Anschluß an den Gottesdienst zweimal Schwierigkeiten in diesem Zusammenhang: (1) Bei einer Gesprächsrunde im Wohnheim für Schwerstbehinderte des Annastiftes, in die ich als Gast, selbst behinderte und benachbarte Pastorin, eingeladen war, äußerte sich ein älterer Herr, Bewohner des Stiftes mit spastischer Lähmung und sporadischer Besucher des Gottesdienstes: Er empfinde die Austeilung des Abendmahl von meiner Seite als schwierig für sich. Es heiße doch *heiliges* Abendmahl, und da könne doch kaum eine *versehrte* Pastorin dieses Mahl austeilen. Für ihn sei es dann jedenfalls nicht mehr heilig.

Aus dieser Äußerung entwickelte sich ein Gespräch in der Gruppe. Eine erste Vermutung: Gibt es technische Schwierigkeiten bei der Austeilung? Das war es nicht. Es ging ihm wirklich um das, was für ihn *heilig* ist und das ist für ihn gleichbedeutend mit *Vollkommenheit*. An dieser Stelle hätten wir eine theologische Grundsatzdiskussion führen können: Leviticus 21,17ff verweist auf die Unversehrtheit im priesterlichen Amt. Auf der anderen Seite jedoch wird in der Bibel, z.B. von Paulus 2. Korinther 12, vielfach auf die Erfahrungen im Leiden verwiesen. Der Apostel begründet zu einem Teil seinen Auftrag gerade mit diesen Erfahrungen („vom Pfahl im Fleisch“). In der Gruppe entwickelte sich das Gespräch in andere Richtung. Der ältere Herr erntete Widerspruch aus der Gruppe: „Du bist doch selber unvollkommen, wie kannst Du so etwas sagen.“ - Ein anderer: „Was verstehst Du unter *Vollkommenheit*? Die gibt es doch gar nicht. Jeder Mensch hat Fehler.“ Der ältere Herr blieb bei seiner Überzeugung und ist seitdem zwar wieder in meine Gottesdienste gekommen, aber er hat nach diesem Gespräch vor ca. 4 Jahren nie wieder am Abendmahl teilgenommen.

Aus meiner Sicht hat dieser ältere Herr seine Sehnsucht nach einem unversehrten Leben in die religiöse Dimension verlegt, also projiziert. Diese Delegation hat etwas Statisches: Ich delegiere das Heilige an unversehrte Personen, also kann ich letztlich niemals daran wirken und

¹ Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 70

² Karle, Pfarrberuf

³ Pastoralsoziologisches Institut, 2001, 4 ff

partizipieren. So zu empfinden, empfinde ich als tragisch. Ich vermute, dass ich hier zur Projektionsfläche für die auf mich übertragene Selbstabwertung des cerebral gelähmten und sprach behinderten Mannes wurde. Natürlich ist es möglich, dass er außerdem gesellschaftliche Abwertungen introjiziert hat und delegiert. Eine andere Interpretation würde folgendermaßen aussehen: Der ältere Herr „spaltet“, um sich mit dem `Heiligen` identifizieren zu können. Das ist zwar eine Notlösung, aber nicht so tragisch wie Variante A. Doch wie auch immer: Es ist zu vermuten, dass der betreffende Mann, mit den „unheilen“ Aspekten seines Lebens noch keinen wirklichen Frieden geschlossen hat. Ich sage das hier so leichtfertig „Frieden schließen“, dabei ist es gar nicht leicht, mit ungewollten Eigenschaften wie einer Behinderung, wirklich auszukommen. Doch auf die Nachfrage des Gruppenleiters, ob er, der besagte Mann, nicht mit seiner Meinung zugleich sich selber abwerten würde, kam ein deutliches `Nein`. Möglicherweise war die Konfrontation durch den Gruppenleiter zu stark, doch ich vermute, dass der entsprechende Mann in seiner Wahrnehmung eingeschränkt ist, vielleicht sogar anästhesiert und tatsächlich die in seiner Äußerung liegende Abwertung meiner Person und die zugleich darin verborgene Selbstabwertung nicht spürt¹. Eine Veränderung könnte für ihn erst einsetzen, wenn er die Delegation, in diesem Fall die Möglichkeit am Heiligen mitzuwirken und es nicht nur zu empfangen, in sein eigenes Repertoire übernehme. Aber das ist für ihn undenkbar: Das Heilige ist vollkommen. Er möchte sich den letzten Fluchtpunkt eines unversehrten Lebens nicht aus seinem Weltbild nehmen lassen. Auch wenn ich diese Perspektive des Heiligen in der Religion nicht mit ihm teile, muss ich seine Entscheidung natürlich akzeptieren. Denn meine Sicht ist nicht die einzige und sie steht neben seiner ebenso gültigen. Vielleicht ist es für ihn der angemessene Weg: Die Illusion vom Unversehrten, Vollkommenen und Heiligen, die er sich sehnlich wünscht und aus seinem eigenen leibhaften Leben nicht kennt, projiziert er in den kirchlichen Raum. Vielleicht geschieht solches Denken kompensatorisch, so ist meine Vermutung, etwa unter dem Motto: Wenn es doch auf Erden schon so schwierig und unvollkommen ist, muss es doch wenigstens *einen* vollkommenen Ort geben. Ich halte das für eine Illusion, doch Illusionen haben auch eine Funktion: Sie verbergen die Realität. Sie sind manchmal nur sehr schmerzhaft abzubauen, weil die Realität noch schmerzhafter ist. Damit stellt sich die Frage nach der psychischen und physischen Belastbarkeit. Nicht alles ist machbar. Vielleicht ist es ratsam, nicht an dieser Illusion zu rühren, mit der bedauerlichen Folge, dass der entsprechenden Herr mich wohl letztlich nicht als seine Pastorin akzeptieren könnte. Hier bestehen Analogien zur Zielbildung in der Therapie, wo es auch im Sinne nüchterner Bestandsaufnahme darum geht, beim Möglichen zu bleiben und nicht das Unmögliche im Rahmen einer Therapie erreichen zu wollen.² Eines ist mir durch dieses Erlebnis ebenfalls deutlich geworden: Würde ich als behinderte Pastorin in einem Umfeld arbeiten, wo ich es hauptsächlich mit Behinderung zu tun hätte, wäre dieses Erlebnis gewiss kein Einzelfall. Ich weiß nicht, wie weit in diesem Kontext *meine* Belastbarkeit reichte³.

(2) Eine gehbehinderte Dame aus der Gemeinde hat sich – verärgert - beschwert nach einem Gottesdienst mit Abendmahl. Es kam zunächst zum telefonischen Austausch. Ihre Meinung war: `wie gerade ich, die ich doch selber behindert sei, nicht daran denken könnte, das Abendmahl so auszuteilen, dass gehbehinderte Menschen keine Schwierigkeiten haben, daran teilzunehmen`. (Hierzu muss man wissen, dass in der Kirche vier Stufen zum Altarbereich zu nehmen sind.) Diese Frau hat bei mir offenbar eine Kenntnis vorausgesetzt, die ich nicht habe. Sie hat sich also mit mir und meiner Behinderung identifiziert und zwar genauer gesagt im Sinne einer projektiv –

¹ Frühmann, Petzold, 546; Rahm, 310

² Rahm, 347

³ Rahm, 525, zur Belastungsgrenze der Therapeutin

persönlichen Identifikation¹. Sie unterstellt mir – sicher unreflektiert – eine Kenntnis, die ich nicht haben kann. Denn mir machen die Stufen nichts aus. Wiederum, wie auch im vorangegangenen Beispiel, handelt es sich um ein konfluentes Beziehungsangebot: Du bist doch wie ich. Bei meinen normal aussehenden Kollegen hat sie diese Vorkenntnis offenbar nicht vorausgesetzt. Sie hat jedoch vermutlich dennoch ihren auch dort aufgestauten Ärger an mich adressiert, den sie meinen Kollegen auf diese Weise erspart hat. Wir beide haben uns dann zu einem Gespräch getroffen und daraus ist folgender konstruktiver Veränderungsvorschlag entstanden, der nun seine Anwendung findet: alle Gäste, die am Abendmahl teilnehmen wollen, werden gebeten, den Kreis über die Treppenstufen hinab bis auf den ebenen Boden zu ziehen, sodass ältere und gehbehinderte Menschen in den ersten Bänken sitzen bleiben können und trotzdem im Kreis sind. Goffman² hat darauf hingewiesen, dass ein behinderter Mensch meistens selbst und immer wieder neu auf die für ihn nötigen Rücksichtnahmen der anderen hinweisen muss. So vermute ich eine Ventilfunktion für den auf mich projizierten Ärger dieser Frau. Aber sie hat recht. Und diese unermüdliche Sysiphos-tätigkeit ist auch oft ärgerlich.

Soweit der Blick auf die besonderen Resonanzen zur Austeilung des Abendmahles. Sicher ist es möglich, dass einige Gemeindeglieder nicht von mir das Abendmahl erhalten wollen, davon gehe ich aus. Aber: Von einzelnen Personen habe ich gehört, dass sie nicht zu meinen Kollegen gehen wollen aus den unterschiedlichsten Gründen. Und vermutlich werden andere Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht zu mir kommen.

Auch andere Arbeitsgebiete ließen sich hier beschreiben, doch führt das an dieser Stelle zu weit. Die in meiner Sicht wichtigen Ausnahmen vom „langarmigen“ Pfarramt, meine ich erfasst zu haben. Durch die kontinuierlichen Begegnungsmöglichkeiten haben sich relativ normale Kontakte entwickeln können, in denen meine Behinderung eine zunehmend untergeordnete Rolle spielte: In der Dienstbesprechung, Gottesdiensten, Kasualbesuchen und Handlungen sowie anderen Kontakten, beispielsweise im Gremium der Stadtteiltrunde mit Vertretern der lokalen Institutionen und Vereine.

Fazit: Es ist gut, lange an einem Ort zu bleiben. Dauerhafter Kontext und Kontinuum ermöglichen eine Normalisierung von Kontakten. Und jetzt möchte ich den Blick auf den Konfirmandenunterricht lenken.

3. Konfirmandenunterricht

Um eine Rückmeldung über meine Arbeit als Pastorin zu erhalten, die über meine persönlichen Erinnerungen hinausgeht, erschien mir der Konfirmandenunterricht die besten Voraussetzungen zu erfüllen: Die Konfirmanden sind bei mir in einer Gruppe über einen Zeitraum von ca. zwei Jahren, in dieser Zeit sehen wir uns regelmäßig alle 2 Wochen für 2 Stunden. Wir fahren zusammen auf eine Konfirmandenfreizeit zu Beginn und am Ende der Unterrichtszeit, haben einige Wochenendkurse und somit Gelegenheit, uns besser kennen zu lernen. Es gibt also eine kontinuierliche Zeit des Zusammenseins, in der die Konfirmanden, sich mit mir und meiner Behinderung auseinandersetzen können. Es gibt eine feste Gruppe, die ich befragen kann, ob sich ihrer Meinung nach unsere Beziehung im Laufe der Zeit verändert habe. Ich habe in meinem Dienst wenig mit festen Gruppen zu tun, in denen ich sehr deutlich eine erkennbare Leitungsrolle

¹ Petzold, IT, 1080

² Goffman, 150

innehabe. In meinen Kasualbesuchen und – handlungen habe ich es weitgehend mit Individuen zu tun, die ich zudem nur in kurzen Kontakten begleite. Auch im gottesdienstlichen Geschehen am Sonntagvormittag habe ich es weitgehend mit Individuen zu tun, jedenfalls nicht mit einer Gruppe, die untereinander ins Gespräch kommen. Und zuletzt: Seelsorgerliche Gespräche, auch über längere Zeit, wollte ich nicht in den Mittelpunkt meiner Betrachtung rücken, denn mich hat `die Gruppe` interessiert und die Frage, welche erfassbaren Auswirkungen (m)eine sichtbare Behinderung darin haben könnte und ob meine Rolle in der Gruppe, sich durch (m)eine Behinderung erfassbar und benennbar verändert.

Konfirmanden Unterricht gehört zum festen Bestandteil des pfarramtlichen Berufes. Wenn nach zwei Jahren die Konfirmation stattfindet, wird erwartet, dass die Jugendlichen, sich mit den Grundfragen des christlichen Glaubens befasst und nach ihren Möglichkeiten auseinandergesetzt haben. Es gibt ein von der Landeskirche vorgeschriebenes, doch recht frei auszugestaltendes Curriculum, das Themen umfasst wie die `Zehn Gebote`, `das Glaubensbekenntnis`, etc. Ich versuche, diese Themen und Fragen in den Kontext der Jugendlichen einzubinden. Kurzum: Es gibt im Konfirmandenunterricht eine kontinuierliche Gruppe, deren Dynamik und Entwicklung in Bezug auf eine konkrete Fragestellung zu untersuchen möglich ist.

Hinzukommt, dass ich gerne Konfirmanden unterrichte und also Lust an dieser Untersuchung hatte. Ich bin zudem davon überzeugt, dass viele der Jugendlichen noch etwas unverstellter und direkter als Erwachsene, sich zu manchen Fragen äußern konnten. Zunächst berichte ich aus der Praxis meines Unterrichtes.

3.1. Ko- respondenzzyklus

Ich beginne den Unterricht in seiner **Initialphase** mit einem ersten Kennenlernen auf dem Teppich im Schneidersitz. Das Prinzip der Teppich Runde zu Beginn des Unterrichtes bleibt dann in all den Jahren erhalten. Der Unterricht selbst findet am Tisch und auf Stühlen statt. Zuerst frage ich nach den Namen und den Kontakten untereinander. Warum die Jugendlichen zum Konfirmandenunterricht kommen, möchte ich wissen und bekomme Antworten, die dem Alter der Jugendlichen entsprechen. Mein Ziel in dieser Phase ist die „Förderung direkter und offener Kommunikation, der Aufbau von Kohäsion“¹ in der Gruppe. Falls nötig, erkläre ich kurz `Contergan`, frage, ob jemand dazu etwas wissen möchte und frage auch, wer in seiner Familie oder in seiner Umgebung Kontakt mit behinderten Menschen hatte. In jeder Gruppe sind das einige Jugendliche. Nach dieser ersten Phase geht es los mit Bewegungsspielen, Namen kennen lernen... und dem Unterricht.

Mein Curriculum unterscheidet sich nicht von dem meiner Kollegen: Das Leben von Jesus, die Bibel, die Zehn Gebote usw. unterrichten wir alle. Jeder hält es natürlich auf seine Weise. Die Erwartungen der Konfirmanden werden durch die Strukturierung des Unterrichtsstoffes einerseits gedämpft („Das ist ja wie in der Schule!“), andererseits auch präzisiert („Lernen wir auch das Glaubensbekenntnis?“ - „Kann Gott krank werden?“). Das entspricht der sogenannten **Aktionsphase**², wobei eine Unterrichtsgruppe keine primär therapeutische Zielsetzung haben kann. Dennoch tauchen im Jahreslauf Themen der Gruppe immer wieder auf, die ich oftmals in Ko – respondenz zum Thema setzen muss. Eigentlich in jeder Gruppe taucht nach etwa einem viertel Jahr die Frage nach den Regeln in der Gruppe auf. „Welche Regeln sollen in der Gruppe

¹ Petzold, IT, 71

² Petzold, IT, 73

herrschen“ – verknüpfe ich nach Möglichkeit mit den `Zehn Geboten´. Das Gespräch über den Gruppenprozess ist immer wieder wichtig. Immer wieder „brechen“ einzelne Jugendliche die untereinander ausgehandelten Regeln bis in einer neuen Phase des Gruppenprozesses eine gewisse Stabilität einzieht: Die **Integrationsphase**¹. Hier werden Kooperationsmöglichkeiten vorbereitet, Zielvorstellungen überprüft und Klärungen vorgenommen. Läuft es gut – was längst nicht immer der Fall ist – gelangt die Gruppe zur **Neuorientierungsphase**². Hier werden Handlungskonsequenzen ausgearbeitet, die über bisherige Erfahrungen und Konzepte der Gruppe hinausgreifen, neue Horizonte eröffnen und neue Fragestellungen aufwerfen. Oft geht es in dieser Neuorientierung um Beziehungsklärung der Jugendlichen untereinander, Aufbau oder Abbau von Abwehr, Abneigungen, Zuneigungen, Freundschaft. Alle diese Themen versuche ich nach Möglichkeit im Kontext der biblischen Botschaft zu entfalten. Eine speziell von mir³ initiierte Besonderheit im Jahresplan der Gruppe ist, dass ich einmal während der gesamten Unterrichtszeit mit der Gruppe einen Besuch im Annastift mache, um eine „Rollstuhl Rallye“ durchzuführen: Draußen auf der Freifläche vor dem Wohnheim probieren die Jugendlichen aus, wie man darin sitzt, wie man darin fahren kann und wie man darin gefahren wird. Nach dieser Probezeit bitte ich darum, kleine Gruppen zu bilden. Eine/r aus dieser Gruppe sollte dann im Rollstuhl sitzen und die nächste 1/2 Stunde nicht mehr aufstehen, sich in dieser Zeit wie ein gelähmter Mensch verhalten. Die anderen Gruppenmitglieder sind Begleitung oder Assistenz. Sie haben die Aufgabe, die Bedürfnisse oder Ängste des Rollstuhlfahrer nicht zu übergehen, sondern zu respektieren. Eine kleine gemeinsame Übung soll dann gemeinsam bewältigt werden: Im gegenüberliegenden Laden einen Paket Gummibärchen kaufen, ein Telefon auf dem Gelände zu finden, das für Rollstuhlfahrer geeignet ist, oder auf den Bus zu warten und eine Station mit dem rollstuhlgerechten Bus zu fahren, sind solche kleinen Aufgaben. Nach einer halben Stunde treffen wir uns und besprechen das Erlebte. Meistens ist diese Übung ein beeindruckendes Erlebnis für die Jugendlichen gewesen: Sie berichten von den Blicken, mit denen sie angeschaut worden sind und die ganz anders sind als diejenigen Blicke von anderen, die sie normalerweise ohne Rollstuhl empfangen. Manchmal gab es auch technische Schwierigkeiten zu bewältigen, wie die Fahrt mit dem Rollstuhl durch enge Verkaufsläden, von denen die Jugendlichen berichten. Viele Jugendliche sind froh, dass sie nach einer halben Stunde den Rollstuhl wieder verlassen konnten. Dennoch bleiben in der abschließenden Gesprächsrunde, die wir in einem großen Kreis miteinander führen, einige der Rollstuhlfahrenden auch weiterhin auf `ihrem´ Stuhl sitzen. In ihrer Wahrnehmung hat sich nach ihren eigenen Aussagen jetzt vieles verändert. Die meisten sagen, dass sie sich nun sicherer im Umgang mit einem Menschen im Rollstuhl fühlen würden. Offensichtlich bleibt auch einiges davon hängen, denn am Ende der gemeinsamen Jahre sind es fast regelmäßig zwei bis drei Konfirmanden, die diese Erfahrung als sehr wichtig benennen. Auch im Annastift, bei den Bewohnern, scheint diese Übung auf freundliche Zuwendung zu stoßen. Auch derjenige Herr, der von mir das Abendmahl nicht erhalten möchte, hilft mir bei den Vorbereitungen und Organisationen.

¹ Petzold, IT, 75

² Petzold, IT, 77

³ vgl. zur Vorbildfunktion

3.2. Evaluation der Fragebögen zum Konfirmandenunterricht

3.2.1. Planung und Durchführung

In Bemerode gibt es vier Konfirmandengruppen pro Jahrgang. Bis zur Konfirmation dauert der Unterricht zwei Jahre. Deswegen besuchen insgesamt acht Gruppen regelmäßig das Gemeindehaus zum Unterricht, d.h. etwa 140 Jugendliche. Wir sind insgesamt vier Unterrichtende, drei PfarrerInnen und eine Diakonin. Für meine Umfrage standen mir insgesamt drei Gruppen zur Verfügung. Die Jugendlichen sollten mich nicht nur vom Sehen, sondern als Unterrichtende kennen, darum sind die anderen Gruppen für meine Umfrage ausgeschieden. Zu den drei Gruppen gehören meine eigene Vorkonfirmandengruppe, die seit einem Jahr bei mir Unterricht hatte. Zehn Vorkonfirmanden, Mädchen und Jungen, die die Fragebögen in einer Unterrichtsstunde beantwortet haben. Vier weitere Konfirmanden, die auch zu dieser Gruppe gehören, waren zum Zeitpunkt meiner Umfrage mit ihrer Schulklasse im Landschulheim und haben nicht an der Umfrage teilgenommen.

Außerdem habe ich zwei Hauptkonfirmandengruppen befragt, die ich zu einem gemeinsamen Treffen etwa vier Wochen nach der Konfirmation ins Gemeindehaus eingeladen hatte. Dabei handelt es sich um meine eigenen Schüler und Schülerinnen, sowie um diejenigen meines Kollegen, dessen Unterrichtsgruppe ich während seiner Krankheit ein halbes Jahr lang vertreten hatte. Diese beiden letztgenannten Gruppen kannten sich durch die gemeinsame Konfirmation und durch gemeinsam durchgeführte Konfirmandenfahrten. Bewusst habe ich darum auch die zukünftigen Leiter des Jugendkreises zu meinem Treffen hinzu gebeten, sodass nach der Beantwortung aller Fragen, die Gruppe in den Jugendraum weitergezogen ist, wo es Popcorn und Cola gab und über die Gründung einer zukünftigen Jugendgruppe gesprochen wurde. Eingeladen hatte ich hierzu 22 Jugendliche¹, drei von ihnen hatten abgesagt und konnten zu diesem Termin nicht kommen, sechs Personen hatten sich nicht geäußert, 13 Jugendliche waren da und haben die Fragebögen beantwortet.

Diese Fragebögen habe ich in den Gruppen mit einem knappen Hinweis auf meine Seelsorgeausbildung eingeführt, von der die Jugendlichen im übrigen schon wussten, da ich mich einige Male im Unterricht vertreten lassen musste, wenn ich zum Kursus war. Ich habe ihnen auch vom Ziel meiner Untersuchung erzählt, nämlich möglichst genau herauszufinden, welche Auswirkungen meine Behinderung auf unser Unterrichtsgeschehen habe. Manchmal hätten wir kurz im Unterricht darüber gesprochen, **dass** es manchmal irgendwie anders gewesen sei, hätten sie sicher auch gemerkt (zustimmendes Kopfnicken an dieser Stelle), aber **was** genau anders gewesen sei, wolle ich mit den Fragebögen herausfinden wollen. Dazu sei es wichtig, möglichst ehrlich zu antworten und deshalb sei die Umfrage auch anonym.

Die Vorkonfirmanden und Hauptkonfirmanden haben – um der Vergleichbarkeit willen – die gleichen Fragen beantwortet. Nur der dritte Block, der auf die Konfirmation und die damit verbundenen Erfahrungen Bezug nimmt, blieb von der jüngeren Gruppe mangels Erfahrung unbeantwortet.

Bei den Fragestellungen habe ich mich darum bemüht, möglichst offen zu fragen und keine indirekte Bewertung zu transportieren. Einige Filterfragen sind eingeschaltet, um zu einigen Punkten, die mich besonders interessierten, Hintergrundinformationen zu erhalten. Durch diese

¹ Einladung siehe Anhang 1

zwischengeschalteten qualitativen Filterfragen lassen sich statistische Aussagen nivellieren und präzisieren, wie besonders bei den Fragen 5 – 8 deutlich wird.

Einige interessante Ergebnisse gibt es zu berichten:

3.2.2. Erste Auswertung

Von den 23 befragten Jugendlichen sind 13 Jungen und 10 Mädchen. Acht Personen der Gesamtgruppe besuchen eine Realschule und dreizehn Personen das Gymnasium. Zwei Personen haben sich zu ihrer schulischen Situation nicht geäußert. In den Hauptkonfirmandengruppen waren auch Hauptschüler, die meiner Einladung jedoch nicht gefolgt sind. In der Vorkonfirmandengruppe gab es keine Hauptschüler.

Interessant finde ich zu diesem Punkt bereits die Beobachtung, dass die ehemaligen Konfirmanden mit höherer Schulbildung ein höheres Maß an Verbindlichkeit eingegangen sind. Die Schüler und Schülerinnen der Hauptschule sind hingegen nicht gekommen und haben nicht abgesagt. Diese Beobachtung entspricht der Bemeroder Situation. Mindestens zweidrittel aller Konfirmanden und Konfirmandinnen besuchen eine höhere Schule. Dieser Faktor spielt im Unterricht immer wieder eine Rolle: Was den einen zu langweilig ist, geht den anderen zu schnell. Die Unterschiedlichkeit der Konfirmanden auch hinsichtlich ihrer sozialen Schichtung ist immer wieder auch von den Jugendlichen initiiertes Thema, dass ich im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten (alle zwei Wochen Unterricht) aufzugreifen versuche. Für etliche der Konfirmanden wird jedoch mit dem Abschluss der Konfirmation die Bindung an die Kirche sichtbar dünner. Andere Institutionen wie Z.B. die Feuerwehr im Dorf sind eher in der Lage, diese Jugendlichen anzusprechen. Kirche wird jedoch wieder angefragt zu den persönlichen Kasualangelegenheiten, wie Hochzeiten und Taufen. Nach meiner neunjährigen Pfarramtszeit im Dorf, fanden jetzt die ersten Hochzeiten ehemaliger Konfirmanden statt, die sich aufgrund der in der Konfirmandenzeit geknüpften Beziehung direkt an mich gewendet haben.

Von den oben genannten 23 Personen war der überwiegenden Mehrzahl vor Beginn des Unterrichtes bekannt, dass ich behindert bin, nämlich 17 Personen. Zum Teil waren die Geschwisterkinder der Konfirmanden oder Freunde bei mir bereits im Unterricht (6 Personen) oder sie kannten mich vom Sehen (11 Personen) oder Hörensagen (4 Personen) oder durch persönlichen Kontakt (2 Personen). Sechs Jugendliche haben mich zum ersten Mal in der ersten Unterrichtsstunde gesehen.

Im folgenden möchte ich nun exemplarisch an einigen Schnittstellen der Umfrage tiefer einsteigen:

3.2.3. Aspekte der Initialphase

3.2.3.1. Unterrichtende war bekannt

Hier möchte ich unterscheiden zwischen den von meiner Behinderung überraschten und denen, die mich kannten:

Der überwiegende Mehrheit derjenigen, die mich vorher kannten, nämlich 13 von 17 Personen war es nach eigener Aussage egal, dass ich behindert bin. Natürlich ist diese Auskunft nur ein

erster Eindruck, jedoch ist es zunächst ein unproblematischer und positiver Befund. Diese häufig angekreuzte Antwort lässt sich dennoch mehrfach deuten: 1. Vielleicht war es den Jugendlichen wirklich egal. Sie hatten andere Dinge, die ihnen wichtiger waren, wie beispielsweise die Sorge, in eine gute Gruppe zu kommen: Auf meine erste, qualitativ gestellte Frage, "Welche Vorstellungen oder Erwartungen hattest du vor deiner Konfirmandenzeit vom Unterricht?" Wird eindeutig und durchgängig der Faktor „Gruppe“ sehr hoch gehängt. Allen Jugendlichen war es wichtig, hoffentlich in eine nette Gruppe zu gelangen. Die starke Betonung der Gruppe überrascht keineswegs, sondern ist als altersspezifische Typik und als entwicklungspsychologisches Thema einzuordnen¹: „Etwa mit elf Jahren entsteht eine neue Art von ‚Zwischenmenschlichkeit‘, in der die Gruppe der Gleichaltrigen höchste Bedeutung bekommt und nahezu für alles zum Maßstab wird“².

Auf die Fragestellung meiner Untersuchung bezogen bedeutet dieser Befund: Für die einzelnen Jugendlichen, ist die Frage der Zugehörigkeit zur Gruppe besonders wichtig und damit rücke ich als Objekt in den Hintergrund, insofern ist es „egal“ wie ich aussehe. Soweit zur ersten Deutungsmöglichkeit. Doch im Sinne einer mehrperspektivischen³ Hermeneutik sei weitergefragt: „Mir war es egal, dass die Pastorin behindert ist“ kreuzen die allermeisten Konfirmanden an. Meine zwischengeschalteten Filterfragen lassen dieses „egal“ differenzierter erscheinen.

Ein Jugendlicher schreibt: "Mein Gefühl war: es zählt nur, dass sie ein guter Mensch ist." Eine schöne Antwort, doch sie wirkt auf mich, als ob er sich selber mit dieser Aussage tröstet und gleichzeitig mich auf irgendeine Weise in Schutz nehmen wolle im Sinne von: „Naja, Hauptsache: Sie ist ein guter Mensch!“. Diese Aussage benennt genau genommen *kein* Gefühl, sondern eine Bewertung. Das ahnt er wohl selbst, denn sonst hätte er wohl auf den eigentlich überflüssigen Hinweis verzichten können. Er befindet sich im Bereich der Werte und Bewertungen und bewertet meine Person. Doch woher will er wissen, dass ich ein guter Mensch bin? Das kann er bestenfalls ahnen, doch zu Beginn des Unterrichtes handelt es sich wohl eher um eine positive Unterstellung (Projektion) oder Vermutung seinerseits. Möglicherweise kombiniert er meine (wertmindernde) Behinderung mit einem gängigen Vorurteil, nämlich demjenigen, das Pfarrer und Pfarrerinnen gute Menschen seien oder zumindest zu sein haben. Josuttis verweist darauf: „Der Pfarrer soll also gleich leben wie alle und zugleich besser als sie“⁴ Möglich ist auch, das er an dieser Stelle introjizierte und aufgenommene christliche Werte abrufft, nach denen der äußere Anblick wenig, der Bereich der inneren Werte dafür umso mehr zähle. Und nicht zuletzt halte ich es für denkbar, dass der Jugendliche mit seiner Aussage, sich selbst eine Brücke baut. Er unterstellt mir positive innere Werte kompensatorisch zum wertmindernden Äußeren. Auch das ist ein Phänomen, welches Irving Goffman auf soziologischer Ebene beschrieben hat:

Dieses kompensatorische Denken hat offenbar auch archaische Hintergründe, denn es taucht selbst in mythologischen Darstellungen auf. Erinnert sei hier beispielsweise an den blinden Propheten Theiresias.

Soweit zur Aussage des Jugendlichen, „es zählt nur, dass sie ein guter Mensch ist“. Andere, die mich zwar vom Ansehen kannten, haben in den Filterfragen direkt ihre Unsicherheit oder Neugierde benannt: „Ich war neugierig, ob es anders wird als bei Nichtbehinderten.“ oder: „ich war unsicher, wie man Frau Beckedorf helfen muss“ lässt sich hier nachlesen. Einer hat

¹ Rahm, 243. 245

² Rahm, 247

³ Petzold, IT, 36 ff. 1336ff

⁴ Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 11

ausdrücklich sein mulmiges Gefühl benannt, jemand anderes seine Angst und es wird auch ein komisches Gefühl benannt. Das sind sehr deutliche Aussagen, die den Unterstrom der Vermeidungen zum vielfach angekreuzten „egal“ in Frage 5) erfassen.

Interessant ist nun eine herausfordernd klingende Aussage, auf die ich genauer eingehen möchte: "Ich war neugierig auf ihre Reaktion, wenn etwas schief ging. Zum Beispiel wenn wir etwas Verbotenes getan hatten." Das klingt keck und provozierend. Hierin verborgen steckt vielleicht die Frage nach meiner Belastbarkeit und die damit verknüpfte Hoffnung, es bei mir leichter zu haben, was immer das bedeuten mag. Vermutungsweise werden hiermit Autoritätsthemen angesprochen, die entwicklungspsychologisch in dieser Altersgruppe ihren Ort haben¹. Vermischt mit einer auf mich projizierten Wertminderung, wie sie sich der Aussage entnehmen lässt, könnte sich hier ein Ausprobieren der Machtverhältnisse abzeichnen. Die phänomenologisch wahrnehmbaren Einschränkungen meiner Person werden auf psychologische und soziale Ebene wertmindernd transferiert. Meine Begrenztheit könnte zum Austragungsort für Autoritätsfragen werden und des erhofften leichten Spiels für einzelne Gruppenmitglieder. Diese Provokationen können als Teil des emanzipatorischen Prozesses² der Jugendlichen verstanden werden, der sich gegen die Eltern oder andere erwachsene Personen richtet. Für den Jugendlichen geht es darum, die eigene Kraft zu spüren: „Die Mutter vom Sockel zu holen und in ihrer Identität zu treffen – so wie sie mit ihren Einengungen und Verboten ja auch die Jugendlichen in seiner Identität trifft -, scheint eine Art von Reibung zu sein, die für die Entwicklung der Identität des Jugendlichen wichtig ist“³. Tatsächlich habe ich dieses Kräftemessen besonders in den ersten beiden Jahren meines Unterrichtes auch gespürt und eine für die Gruppe und mich passende Form der Auseinandersetzung entwickeln müssen. Diese Situation hat sich in den letzten Jahren so nicht mehr gestellt. Da jedoch diese jugendlichen Auseinandersetzungen bei mir tief sitzende Resonanzpunkte angesprochen hatten und mich in meiner Identität trafen, die von dem mir eigenen leibhaften Gefühl unterlegen zu sein bis hin zu Konkurrenz und Machtspielen reichten, blieb mir aus meiner Sicht vor allem der Weg persönlicher Auseinandersetzung mit meinen Anteilen. Ich glaube schon, dass zum Konfirmandenunterricht ein gutes Maß an „Ich – Stärke“ und Selbstbewusstsein gehören, das vor allen Dingen „echt“ sein muss. Und das bedeutet Arbeit an sich selbst. Wichtig ist mir inzwischen, in allen Äußerungen der Konfirmanden den Beziehungsaspekt sehen zu können, auch in den herausfordernden. Es gibt auch eine Korrespondenz zwischen persönlicher Angstfreiheit der Unterrichtenden und der Gruppe. Gleichzeitig wächst die Bereitschaft zur Mitarbeit.

Um diesen Komplex abzuschließen sei noch erwähnt, dass 3 Personen unter Frage 5) „Wenn Du schon vor Beginn des Unterrichtes wusstest, dass Deine Pastorin behindert ist, was hat es bei Dir ausgelöst?“ ihre Neugierde zum Ausdruck gebracht haben, 2 hatten etwas Sorgen und 2 Personen hatten ein komisches Gefühl.

3.2.3.2. Unterrichtende war unbekannt

Und nun zum zweiten Teil der Befragung: Für diejenigen, die erst im Unterricht von meinen kurzen Armen erfahren haben, erhalte ich einen widersprüchlichen Befund. Einerseits haben alle sechs Personen, die mich nicht kannten, gesagt, dass es ihnen „egal“ sei⁴. Auf der anderen Seite

¹ Rahm, 247

² a.a.O.

³ Rahm, 247

⁴ Zum Vergleich die Zahlen derjenigen, die mich zuvor kannten: von insgesamt 17 haben 13 „egal“ angekreuzt.

und erhalte ich von diesen sechs Personen viel deutlicher und unverstellter ihre Sorgen und Gefühle benannt. Ich interpretiere diesen Befund folgendermaßen: So unmittelbar vor eine überraschende, neue Situation gestellt, greifen zunächst einmal besonders stark die gesellschaftlichen Verabredungen und Introjekte, wie beispielsweise die gesellschaftliche Höflichkeit gegenüber stigmatisierten Menschen wie sie Goffman¹ benennt, bevor es zu einer persönlichen und differenzierten Auseinandersetzung kommen kann. Erst in den Filterfragen, tauchen dann genauere Auskünfte auf:

Ein Junge hatte Sorgen, mir das Gefühl zu vermitteln, meine Behinderung als störend zu empfinden. Ich darf daraus folgern, dass sie ihn gestört hat und er mir das gleichzeitig nicht sagen konnte oder mochte. Er steckte also in einem Konflikt: „Konflikte sind gegenläufige, widerstreitende Stimulierungen. Sie hinterlassen, wenn sie nicht gelöst und ausgeglichen werden, Spannungszustände im Leib – Selbst“, definiert Petzold² zu diesem Punkt. Ein zweiter Konfirmand zeigte sich besorgt, dass man "meine Pastorin nicht für voll" nehmen könnte. Ich darf davon ausgehen, dass es auch seine persönliche Sorge und Einschätzung war. Sein innerer Konflikt lässt sich so verstehen: Mit der Wahl des Possessivpronomens "meine" Pastorin drückt er Nähe und eine gewisse Rollenerwartung aus, die durch die zweite Satzhälfte „nicht für voll nehmen“ gemindert und gebrochen wird. Andere Jugendliche benennen schlicht Neugier und Unsicherheit bei ihrem ersten Kontakt mit mir.

3.2.3.3. Zusammenfassung

Beide Befragungsgruppen behaupten überwiegend, ihnen sei meine Behinderung 'egal' gewesen. Doch gleichzeitig werden in den Filterfragen ihre Bedenken und Sorgen deutlich. Ein Hauptakzent liegt dabei auf der Frage nach meiner Belastbarkeit: Wie lassen sich Grenzen herausfinden? Die Jugendlichen stecken in dieser Initialphase in Konflikten zwischen widerstreitenden Stimulierungen. Zu Beginn des Kontaktes überwiegen deswegen Irritation und Unsicherheit, auch ablehnende Gefühle werden von einigen Jugendlichen benannt. Positiv formulierte Äußerungen, die von den Vorinformierten formuliert wurden, erscheinen ambivalent: Denn sie lassen sich mit Goffman als gesellschaftlich – höfliche Verabredungen interpretieren, die eine Brücke über das möglicherweise Abgewehrte bauen wie es in den Filterfragen zum Vorschein kommt. Man kann vermuten, dass einige Jugendlichen zuhause oder im Freundeskreis über mich gesprochen haben.

Die Antworten der Konfirmanden zu Beginn des Unterrichtes sind vielfach im Grunde genommen Fragen: „Wie lebt sie damit? Gibt es jemanden, der ihr hilft?“ Offenbar bringe ich in den Jugendlichen viele Fragen und auch Irritationen zum klingen. Etwa nach folgender Art: 'Ich kann mir das Leben nur mit langen Armen vorstellen – wie macht sie das mit kurzen Armen? Geht das?'. Meine kurzen Arme lösen in ihnen nicht nur Unsicherheit aus, sondern auch die Abwehr, sich selbst überfordert zu fühlen und mich als vollständigen Menschen wahrzunehmen: „ich hatte Sorgen, immer helfen zu müssen“. Offensichtlich löse ich zu Beginn starke Affekte und dementsprechend starke Abwehrreaktionen aus, die sich in gängigen Vorurteilen ebenfalls abbilden. Das ist nach Abschluss dieser Arbeit auch für mich in dieser Massivität ein desillusionierendes Ergebnis. Aber so ist es. Mich wundert nun auch nicht mehr, dass ich zu Beginn einer jeden Unterrichts - Gruppe ein hohes Maß an physischer Erschöpfung spüre. Durch

¹ Siehe oben

² Petzold, IT, 578

die Kontinuität und langfristige Begegnungen wird das Verhältnis unverstellter. Wie geht es nun weiter ?

3.2.4. Befund der Integrationsphase

3.2.4.1. Behinderung ist „egal“

Interessant ist der Vergleich zwischen diesen Vorerwartungen und den Einschätzungen nach einem oder zwei Jahren Unterricht. In Frage 7) werden die Konfirmanden und Konfirmanden befragt, ob es ihrer Meinung nach Schwierigkeiten im Unterricht gab, weil Pastorin Beckedorf behindert ist. Die große Mehrheit (22) antwortet hier mit Nein. Nur ein Mädchen hat 'Ja' angekreuzt. Der Befund spricht augenfällig für eine gute Kommunikationsleistung auf Seiten der Konfirmanden und auf Seiten der Unterrichtenden. Auch in der Filterfrage 7) taucht kein differenzierendes Ergebnis auf, es bleibt dabei aus Sicht der Konfirmanden bei der Einschätzung: „Es gab keine Schwierigkeiten!“ Der Kontrast zu den Sorgen am Anfang des Unterrichtes ist deutlich.

Die Frage scheint berechtigt, wodurch dieser Wandel geschehen ist. Zuerst ist aus meiner Sicht die Kontinuität zu berücksichtigen. Über einen länger währenden Zeitraum haben die Konfirmanden, mich in alltäglichen Handlungen und Ereignissen erleben können und sich ein Bild machen können. Ihre Sorgen konnten im konkreten Umgang offenbar weitgehend abgebaut werden.

Doch informativer als meine Spekulationen sind die unter Frage 8) gegebenen Antworten: Fandest Du den Umgang mit Pastorin Beckedorf aufgrund ihrer Behinderung schwieriger als mit nichtbehinderten Menschen ? War es leichter oder gab es keinen Unterschied ? Hierauf antworten 20 von 23 Befragten: Es war egal. Wiederum habe ich hier Filter eingefügt, um die Gründe für dieses "egal" annäherungsweise zu erfassen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dieses "egal" nach einem oder zwei Jahren Unterricht glaubhafter und vollständiger erscheint als das "egal" zu Unterrichtsbeginn, weil die Antworten erheblich differenzierter ausfallen. Hierzu im Einzelnen: „Es war egal, weil ich die Behinderung nicht merkte" oder: „weil Frau Beckedorf mit der Behinderung umgehen kann also kann ich auch damit umgehen, dass Frau Beckedorf behindert ist." Von den 20 Personen, die „egal“ ankreuzten, haben sich 18 in der Filterfrage noch genauer zu ihrer Wahl geäußert:

Einerseits haben mich die Konfirmanden – das ist naheliegend – mit meinen Kollegen verglichen und keinen Unterschied im Unterrichten ausmachen können. Im Gespräch mit Freunden, die bei meinen Kollegen unterrichtet wurden, bestand hierzu die Gelegenheit oder auch auf den Konfirmandenfahrten in unmittelbaren Erfahrungen. Einerseits hat also ein Unterrichtsvergleich zu ihrer Einschätzung geführt. Der andere deutliche Schwerpunkt ist ein Vergleich mit Nichtbehinderten: „Es war egal, weil sie sich genauso verhalten hat und gegeben hat wie ein Nichtbehinderter.“ Die Konfirmanden haben offenbar meinen eigenen Umgang mit meiner Behinderung beurteilt und in den Maßstab ihrer Einschätzung einfließen lassen. Wiederum ist es Goffman¹, der hier weiterdenkt: Eine gelungene Integration wird dann vollzogen sein, wenn der stigmatisierte Mensch sich weitgehend an die Welt der Normalen anpasst. „Die Natur einer guten Anpassung ist nun offensichtlich. Sie fordert, dass das stigmatisierte Individuum sich heiter und unbefangen als den Normalen wesentlich gleich

¹ Goffman, 150

akzeptiert, während es zur gleichen Zeit jene Situationen meidet, in denen es Normale schwierig finden würden“¹. Goffman bedenkt dabei auch die psychische Leistung der stigmatisierten Seite: „Es bedeutet, dass die Unfairneß und die Pein, ein Stigma tragen zu müssen, ihnen (den Normalen, Verf.) niemals vorgehalten werden wird; es bedeutet, dass Normale sich nicht werden eingestehen müssen wie begrenzt ihr Takt und ihre Toleranz sind. Wenn eine stigmatisierte Person diese Haltung guter Anpassung einnimmt, wird oft von ihr behauptet, sie habe einen starken Charakter und eine tiefe Lebensphilosophie.“ Irving Goffman² bezieht sich in diesem Teil seiner Untersuchung zur Bewältigung beschädigter Identität auf das Beziehungsgeflecht eines stigmatisierten Menschen in einer out – group Ausrichtung³, d.h. eines behinderten Menschen, der also nicht vornehmlich mit `seinesgleichen´ assoziiert ist, sondern in einem `normalem´ Umfeld lebt. Das würde durchaus meiner beschriebenen Situation entsprechen und auch meiner persönlichen Erfahrung.

Die Jugendlichen bewerten also überwiegend meine Behinderung im Unterricht als `egal´, einerseits, weil sie im Unterrichtsvergleich keine Unterschiede ausmachen können und andererseits, „weil sie sich wie jeder andere benommen hat“. Diese Aussage findet anderenorts Bestätigung „...“, weil sie alle Sachen, wie z.B. schreiben, Unterrichtsmaterialien an sich ohne Behinderung nicht hätte besser machen können“. Hier wird der Bereich der technischen, praktischen Seite des Unterrichts berührt wie er auch anklingt in den Sorgen der Jugendlichen vor dem Unterrichtsbeginn, mir möglicherweise sehr viel helfen zu müssen. Offenbar haben die Konfirmanden mich nicht als außerordentlich hilfsbedürftig erlebt, auch wenn ich sie um Hilfe gebeten habe wie beispielsweise beim Tafel abwischen, Rekorder oder Videorekorder holen und wegbringen. Allerdings: Ich habe diese Hilfe nicht in Zusammenhang gesetzt mit meiner Einschränkung und Hilfsbedürftigkeit, sondern als selbstverständliche Schülerbeteiligung im Unterricht eingebunden und abgefragt. Die Jugendlichen helfen meistens gern. Ich plane allerdings die einzelnen Schritte im voraus und baue sie in den Unterricht ein. Unterrichtsschluß ist erst, wenn der Raum aufgeräumt ist. Aber ich halte mich an Grenzen: D.h. mindestens fünf Minuten vor Schluß beginnt das gemeinsame Aufräumen mit den festgelegten und besprochenen Aufgaben. Das wird von den Jugendlichen natürlich als verlässlich geschätzt. Sie fragen von sich aus, ob sie die Bibeln wegräumen oder die Stifte zurückstellen dürfen, vermutlich auch, weil dann bald Schluss ist. Ich beende den Unterricht jedesmal mit einem gemeinsam im Stehen gesprochenen Gebet.

Zugeschnitten auf meine Fragestellung in dieser Arbeit heißt das: Ich baue meine Grenzen reflektiert in den Kontext ein und beteilige die Gruppe, ohne meine Grenzen jedes mal aufs Neue zum Gegenstand der Betrachtung zu erheben. Sicher setzt solches Handeln eigene Integrationsleistung voraus. Aber selbst dann, wenn ich lange Arme hätte, möchte ich es mir nicht anders vorstellen. Auch dann würde ich die Gruppe an den Rahmenbedingungen und damit an der Verantwortung beteiligen wollen. Dass diese Arbeit gelingen kann und gelungen ist, lässt sich an den Aussagen der Konfirmanden ablesen, die mich offenbar und mehr als mir manchmal bewusst ist „geprüft“ haben, um dann abschließend festzustellen, „dass sie viele Situationen gut gemeistert hat“.

¹ Goffman, 150

² Goffman, 151

³ siehe oben

3.2.4.2. Behinderung ist „schwierig“

Doch nicht jeder Konflikt lässt sich lösen. Zwei Personen haben geantwortet, mich als behinderte Unterrichtende schwieriger zu finden als andere. Das bleibt so stehen und wird wohl in jeder Gruppe bei anderen Unterrichtenden nach Ablauf der zwei Jahre auftauchen. Allerdings haftet dem Begriff „schwierig“ eine schillernde Mehrdeutigkeit an. „Schwieriger“ könnte sinngemäß als „schlechter“ interpretiert werden. Jedoch mit „Schwierigem“ setzt man sich stärker auseinander. Das kann unter Umständen eine Entwicklung fördern und auf diese Weise anders bewertet werden. Mit „Schwierigem“ verknüpft sich leicht eine Bewertung. Doch wie auch immer: Welche Gründe für diese Unzufriedenheit benannt werden, wird sich gewiss unterscheiden. In meinem Falle werden sie von den Konfirmanden auf das Konto `Behinderung` gebucht. Diese beiden Jugendlichen benennen als Grund ihre Unsicherheit, nicht zu wissen, " ob man helfen soll ". Wichtig finde ich hieran zweierlei: Einerseits den hierin versteckten Hinweis an mich, nach Möglichkeit noch genauer auf diese Unsicherheiten bei meinen Schülern zu achten. Auf der anderen Seite gehe ich davon aus, dass in jeder Schüler – Lehrer Konstellation je nach Charakter und Person spezifische Schattenseiten virulent werden, die bei mir sozusagen offener auf der Hand liegen, weil sie an meiner Behinderung festgemacht werden können.

Bei dieser Gelegenheit greife ich Frage 7) auf „Hattest Du das Gefühl, dass es Schwierigkeiten im Unterricht gab, weil Pastorin Beckedorf behindert ist?“ Hier äußert sich ein einziges Mädchen zustimmend: „ Ja, Frau Beckedorf hatte aufgrund ihrer Behinderung Schwierigkeiten im Unterricht.“ Die anderen 22 Befragten kreuzen hier „Nein“ an. Ich möchte diese eine Stimme nicht unberücksichtigt lassen, weil hieran eine gewisse Schwierigkeit exemplarisch deutlich wird: Interessant ist wie das oben genannte Mädchen in ihrer negativen Bewertung genau um den Fragenkomplex von Autorität kreist. Die Filterfrage repräsentiert einen paradoxen Befund: „kein Durchsetzungsvermögen“ , urteilt sie, und gleichzeitig gibt sie die widersprüchliche Auskunft „sehr streng. Es gab nicht soviel Respekt wie bei anderen Pastoren“. Hierin liegt eine deutliche Abwertung, die verknüpft ist mit dem Thema „Autorität“ (`kann sich nicht durchsetzen´, obwohl sie `streng´ ist). Und diese Auskunft zur Unterrichtenden wird mit deren Behinderung verknüpft. Ähnlich wie in der Gender¹ – Problematik kann hier die eigentliche Aggression verschoben sein zu einer Diskriminierung, auf einen anderen Punkt und eine Diskussion erschweren: „Frauen sind ...; typisch Frau“ sind solche Chiffren, die eine wirkliche Diskussion erschweren und ihre Herkunft oft aus anderen Quellen beziehen als dem momentanen Gegenstand der Betrachtung. Im Grunde wird mit solchen Formulierungen ein gewisser Machtanspruch besetzt, der die Gesprächspartnerin zugleich herabsetzen soll und bestätigt die Vermutung, dass es im Kern um ungelöste Autoritätskonflikte geht. Es gilt dann von meiner Seite aus, besonders achtsam zu sein, um die Ebenen sorgfältig voneinander zu trennen. Eine exzentrische Position und Schau aus der Vogelperspektive sind wichtig, um Verstrickungen zu vermeiden oder aufzulösen.

3.2.4.3. Behinderung „macht´s leichter“

Jetzt fehlt noch die genauere Analyse derjenigen Konfirmanden, die auf die Frage nach dem Umgang mit Pastorin Beckedorf geantwortet haben, es sei einfacher gewesen als mit Nichtbehinderten. Fünf Jugendliche von 23 Befragten äußern sich in dieser Form. Warum ? Hierzu wurde geantwortet „weil man sich besser mit ihr unterhalten konnte. Es macht mit ihr mehr Spaß.“ Und ein zweiter begründet „weil sie manchmal mehr Verständnis für

¹ Petzold, 1999, 101; Karle, 2001, 281 ff

Schwierigkeiten hatte als manch andere Menschen“. Hierbei ist denkbar, dass der betreffende Junge mich tatsächlich verständnisvoller erlebt hat. Immerhin schränkt er seine Aussage ein durch das adverbiale 'manchmal', so dass die Aussage nach einer tatsächlich gemachten Erfahrung klingt. Denkbar ist auch eine grundsätzliche Unsicherheit des Betreffenden vielleicht gegenüber Autoritäten, die er im Kontakt mit mir leichter abbauen kann. Dann würde sich seine Aussage berühren mit den Vorurteilen und Sorgen einiger Konfirmanden zu Beginn des Unterrichtes, dass die Pastorin vielleicht „nicht für voll genommen werden könnte“. Insofern hätte dieser Mangel, hier den gewissen Vorzug der leichteren Ansprechbarkeit. Aber: das bleibt eine Vermutung, für wahrscheinlicher halte ich an dieser Stelle die zuerst genannte Überlegung.

3.2.4.5. Zusammenfassung

Ich halte es nach diesem Betrachtungskomplex zusammenfassend für ein gutes Ergebnis, dass auch unter Frage 9) mit nur einer Ausnahme eine markante Gesamtaussage getroffen wird: Auf die Frage: „Meinst Du., dass die Pastorin irgendetwas hätte tun können, das Dir den Umgang mit ihr erleichtert hätte?“ 20 Jugendliche haben hier mit „nein“ geantwortet. Das ist wahrscheinlich als Zeichen für in diesem Punkt gelungene kommunikative Kompetenz zu werten.

3.2.5. Befund der Neuorientierungsphase

Mein letzter Fragenbereich zum Unterricht zielt auf den Neuerwerb kreativer Handlungsmöglichkeiten der Konfirmanden. Frage 10) lautet: „Könnte es sein, dass Du durch die Behinderung Deiner Pastoren etwas gelernt hast, was Du sonst nicht gelernt hättest?“. Hierzu haben sich viele Jugendliche geäußert. Erwartungsgemäß fallen die Antworten unterschiedlich aus und lassen sich folgendermassen sortieren:

3.2.5.1. Erstaunen

„Ich habe gelernt, dass es wie bei anderen auch ist mit dem Helfen (außer wenigen Ausnahmen)“

Ein abschließender Aspekt ist für diesen Konfirmanden die Entdeckung, dass ich offensichtlich weniger Hilfe benötige als er erwartet hat. Diese Feststellung taucht in verschiedenen Varianten auf. Jedesmal in einer Färbung aus Erstaunen und Modifikation offenbar vorhandener Vorurteile: „Ich habe gelernt, dass körperlich behinderte Menschen nicht zwingend auf Hilfe angewiesen sind.“ Es lässt sich aus diesen Aussagen folgern: Offenbar wird in der Begegnung mit einem behinderten Menschen dessen Hilfsbedürftigkeit zunächst gleich mitgedacht. Unsicherheit und Hilflosigkeit stellen sich darauf auch beim Gegenüber ein, die einen unverstellten Kontakt erschweren: „Soll ich helfen? Wie denn?“ Auch den Jugendlichen geht es so, das lässt sich nachlesen. Im Grunde haben sie sich alle auf die eine oder andere Weise mit meiner sichtbaren Grenze auseinandergesetzt und konnten sich vielleicht nur schwer vorstellen, wie damit gut zu leben ist. Und genau in diesem Beiseiteräumen der inneren Blockaden spiegelt sich vermutlich das Erstaunen auf Seiten der Konfirmanden. Als wesentlichen Lernerfolg halten einige

Jugendliche am Ende fest, dass sie grundsätzlich „einen besseren Umgang mit Behinderten“ durch mich gelernt hätten.

Sie meinen vermutlich, in Zukunft auf ihre bisherigen starken Abwehrreaktionen weniger angewiesen zu sein und einen differenzierteren Umgang mit Einschränkungen oder eingeschränkt lebenden Menschen erworben zu haben. Die Konfirmanden haben gelernt und die Erfahrung gesammelt, dass sie Vorurteile hatten und dass sich diese Vorurteile bearbeiten und verändern lassen. Vermutlich haben die Konfirmanden und ich – so lässt sich folgern – in den zwei Jahren nicht nur für unser persönliches Verhältnis gearbeitet, sondern grundsätzlicher uns mit Fragen des wie auch immer begrenzten Lebens befasst. `Erstaunen´ finde ich persönlich eine schöne Reaktion, zeigt es doch etwas von der Fülle aller Lebensmöglichkeit begriffen zu haben, die mir bisher nicht zur Verfügung standen. Für mich ist `Erstaunen´ deswegen eine theologische Vokabel.

3.2.5.2. Differenzierte Abwehr

„Ja. Ich habe etwas dazugelernt. Zum Beispiel traf ich, als ich noch in die Grundschule ging, einen Rollstuhlfahrer, der mich fragte, ob ich ihm helfen könne. Ich tat jedoch so als hörte ich ihn nicht und ging davon. Heute ist es mir jedesmal sehr peinlich, wenn ich den Rollstuhlfahrer irgendwo wieder sehe und die Erinnerung kommt. Ich denke, das ich durch Pastorin Beckedorf den Umgang mit Behinderten erlernt habe.“

Dieser Junge erinnert sich durch die Begegnung mit mir an einen Jahre zurückliegenden Konflikt. Sehr präzise erinnert er sich des bis heute nachwirkenden schlechten Gewissens. Er war damals als kleiner Schuljunge seiner inneren Abwehr gefolgt und ist dem Kontakt mit dem behinderten Mann ausgewichen, hat den Konflikt vermieden. Durch die Erfahrung in meinem Unterricht wird er an diese für ihn damals peinliche Situation wieder erinnert, ebenso wenn er den rollstuhlfahrenden Mann in Bemerode wieder trifft. Vermutungsweise wird der Mann seiner damaligen Flucht kaum noch gewahr sein, da er – ebenfalls vermutungsweise – häufiger in analoge Situationen geraten wird. Noch immer bindet das schlechte Gewissen den Jungen an den Mann im Rollstuhl, der ihn vermutungsweise schon längst vergessen haben wird. Die Aussage des Jungen lässt sich verstehen als ungelöster Konflikt seiner sich entwickelnden Identität. Der Konflikt zwischen der geforderten sozialen Anpassung einerseits und seinem Fluchtimpuls als Abwehrreaktion ist deutlich. Durch die Begegnung in meinem Unterricht wird er neu mit dieser zurückliegenden Situation konfrontiert. Er erhofft sich die Möglichkeit im Falle einer wiederholten Begegnung hier anders reagieren zu können, sozusagen kompetenter im Umgang mit Behinderung geworden zu sein. Das hört sich an wie ein Schritt in Richtung „soziale Anpassung“, doch zugleich bearbeitet er auch seinen inneren Konflikt. Damals war die von ihm in dieser konkreten Situation geforderte soziale Anpassungsleistung zu hoch, die Andersartigkeit des gelähmten Mannes erlebt der kleine Junge als bedrohliche Konfluenz: Es bleibt ihm damals nur die Vermeidung und Flucht als Konfliktlösung. Doch in der Begegnung mit mir scheint die innere Reflexion und Auseinandersetzung mit seinen inneren Werten für ihn auch einen Reifungsprozess gefördert zu haben, der ihm für die Zukunft aus seiner Sicht angemessenere Verhaltensweisen eröffnet: Seine eigene Leiblichkeit wird durch die Begegnung mit dem Fremdem nicht mehr bedroht (Abgrenzung), seine Ich – Stärke ist gefestigter und kann mit dem Bereich seiner inneren Werte nun korrespondieren, um angemessene Lösungen zu entwickeln. Man könnte denselben Befund auch Ressourcen bewusster ausdrücken als neugelernte Fähigkeit, Scham zu empfinden und für sein Versagen Verantwortung zu übernehmen, um sich neu zu

orientieren. Petzold schreibt: „Die Ko-respondenz über Normen und Werte ... in der emotionalen Dichte der Beziehungsarbeit bildet das Kernstück einer solchen `konkreten Gewissensarbeit‘“¹, die eine flexible Identitäts- bzw. benigne Über – Ich Strukturen ermöglichen will. Hier ist offenbar zunächst einmal derjenige Schritt fest zu halten, der es dem Jugendlichen ermöglicht, aus der eigenen Abwehrhaltung herauszutreten. Und der ließe sich in etwa so formulieren: ich muss nicht mehr den ganzen Menschen ablehnen, auch wenn ich sicherlich für mich persönlich nicht behindert sein möchte und diese Möglichkeit als meine Lebenswirklichkeit ablehnen würde. Dennoch aber kann ich Kontakt aufnehmen zu demjenigen Menschen, der damit leben muss. Das habe ich gelernt. In psychologischen Kategorien genannt würde also mein Unterricht dem Jugendlichen dazu verhelfen, den eigenen abgewehrten Schattenseiten oder generelle Schattenseiten des Lebens weniger zu entfliehen und an dieser Stelle zu differenzieren. Hiermit wäre aus Sicht der IT der gesamte Themenbereich der „Abwehr“ angesprochen². Abwehrmechanismen lassen sich als Strategien zur Bewältigung von angsterzeugenden Situationen charakterisieren. Ob dabei ein Verhalten als Bewältigungs – Strategie oder als Abwehrmechanismus eingestuft wird, hängt wesentlich vom Kontext ab. Ein Problem könnte darin liegen, mit dem Abgewehrten zugleich die ganze Person abzuwehren, so wie im Falle des zitierten Jungen, der dem rollstuhlfahrenden Mann nicht begegnen konnte. Abwehr ist auch als Versuch zu verstehen, eine überfordernde Situation zu lösen. Denn: „Überforderungen können Krisen auslösen“³, die wie im Falle des zitierten Jungen einen akuten Charakter hatte und durch den Kontakt mit mir einige Jahre später revitalisiert wird. Werden unter diesen Vorzeichen mit der Unterrichtenden „Bewältigungsversuche über Entlastung, ... sowie durch einen positiven Zukunftshorizont mit persönlichen bedeutsamen Zielen gestärkt, so kommt es zu Problemlösungen, Neuorientierungen werden möglich.“⁴

3.2.5.3. Umgang mit eigenem Widerstand

„Ich habe gelernt, geduldiger zu sein mit Menschen.“

So berichtet ein Junge, der offensichtlich zu Beginn seine Ungeduld oder seinen Widerstand, ausgerechnet von mir unterrichtet zu werden, verarbeitet. Das klingt ähnlich wie die voranstehende Erinnerung des anderen Jungen, denn auch hier wird in seinem Unmut der verborgen darin liegende Abwehrimpuls deutlich. Das Widerstandsgeschehen kann auch – wie im oben beschriebenen Fall – , sich durchaus bestimmter Abwehrmechanismen bedienen⁵. Hier nun ist es so, dass der Junge sich wohl lieber abwenden möchte (Widerstand), aber auf der anderen Seite möchte er auch zum Konfirmandenunterricht. Erst im Laufe des Unterrichtes beginnt er sich zu arrangieren. Man kann seinen Widerstand als protektiven Widerstand⁶ bezeichnen: Der Junge möchte im Grunde genommen verhindern „mit schmerzlichem Erleben, verdrängtem ... Material“⁷ in Berührung zu kommen. Das ist sicherlich verständlich. Dennoch hat dieser protektive Widerstand seine für mich schmerzhaften

¹ Petzold, IT, 515

² Petzold, IT, 48. 117. 754. ; Rahm 303 ff

³ Petzold, IT, 589

⁴ a.a.O.

⁵ Petzold, IT, 1132

⁶ Petzold, IT, 1131

⁷ a.a.O.

korrespondierenden Seiten, denn schließlich verschließt der Junge sich in gewisser Weise zunächst einem offenen Kontakt mit mir. Geduld mit sich und anderen zu haben, ist auch eine Frage der Zeit, der Kontinuität. Aber um den Jugendlichen in diesem Prozess der Beziehungsbildung Hilfestellung zu geben, habe ich mich in meiner Analyse sehr mit den Gefühlen, abgelehnt zu werden, mit meinen Phantasien, vernichtet zu werden auseinandersetzen müssen. Auch ich habe lernen müssen, geduldig zu sein, um beispielsweise wie in diesem Falle darauf geduldig warten zu können, wie er seinen Widerstand allmählich abschmelzen wird. Wichtig ist es für mich, hier in eine intersubjektive Ebene zu gelangen, den Jungen also zu verstehen in seiner Ablehnung. Denn: „Wichtig ist, ein Widerstand als positive Kraft zu erkennen und zu werten“¹. Durch diese Haltung wird der Widerstand paradoxerweise oftmals abgeschmolzen.

Das ist – wenn es die Kernpunkte eigener Identitätsfragen trifft – natürlich schwieriger zu gewähren als bei distanzierter Haltung. Es kostet mehr Kraft. Auch der Junge hat für sich viel erarbeitet: Als Gesamtsumme zieht er jedenfalls das Ergebnis für sich, die Geduldsprobe hat sich gelohnt. Sein bisheriges Muster, unangenehmen Situationen zu entfliehen, stieß hier an Grenzen. Er wollte bestätigt werden. Seinen Ärger konnte er ebenfalls nicht einfach an meine Adresse schicken, denn es wäre ihm vermutlich unangemessen erschienen und wohl in Widerspruch zu seinen Werten geraten. Er hätte eventuell auch den Widerspruch der Gruppe riskieren müssen, die dann das soziale Gewissen repräsentiert hätte. So blieb ihm nur ein anderer Weg, der offenbar bislang nicht zu seinen Konzepten gehörte: Geduld einüben. Dieses neue Modell versteht er als Lernerfolg und kann das vermutlich auch in anderen Situationen für sich nutzen.

3.2.5.4. Überprüfung von Werten

„Es kommt nicht darauf an wie man außen aussieht, sondern wie man innerlich aussieht.“ (sic!)

Die meisten Jugendlichen beurteilen überwiegend von außen. Dieses phänomenologische Erfassen von Menschen ist üblich und bedeutet in Folge eine jeweilige Fülle von Projektionen. Das gilt für die meisten Menschen je nach Grad ihres Sich – Bewusstseins. Erst, wenn die Projektionen zurückgenommen werden und als Eigenes anerkannt werden, kann es zur echten Begegnung kommen. Jugendliche orientieren sich ganz besonders stark an äußeren Erscheinungen, in die sie bestimmte Werte und ihre Sehnsüchte hineinprojizieren. Hier gilt das Prinzip „außen schön und begehrenswert bedeutet auch innen schön und begehrenswert zu sein“ in besonderer Weise. Die Auseinandersetzung mit den jugendlichen Werten und Normen wird darum durch meinen nicht perfekten Leib ihre sicherlich spezifische Färbung erhalten. Andererseits habe ich in verschiedenen Diskussionen die meisten Jugendlichen selten als so oberflächlich erlebt wie ihnen oftmals nachgesagt wird. Auf anderer Ebene konnte ich hier Erfahrungen sammeln: Insbesondere zu dem von den Jugendlichen gewünschten Thema der zukünftigen Partnerwahl („mein Freund, meine Freundin sollte“) haben sich die meisten Jungen und Mädchen sehr differenziert geäußert und gar nicht nach oberflächlicher Schönheit. Sie waren bei weitem nicht nur an äußeren Werten orientiert. Bestimmte Werte wie „treu sein, gut miteinander reden können, ...“ waren ihnen viel wichtiger. Darum könnte ich mir vorstellen, dass auch bei anderen Themen wie beispielsweise zur Akzeptanz der Unterrichtenden die

¹ a.a.O.

jugendlichen Wertmaßstäbe nicht komplett ausgewechselt werden. Das Votum des zitierten Jugendlichen spricht jedenfalls in diese Richtung. Es wirkt so als habe er in der Begegnung mit mir diesen Wertmaßstab für sich überprüft und verifiziert.

3.2.5.5. Zur Rolle des Vorbildes

„Egal, was auch passiert: geh deinen Weg!“

Die Möglichkeit einer eigenen Behinderung ziehen die wenigsten Menschen in Betracht. Das ist ja auch vital, so zu denken, und die ins Bewusstsein oder Unbewusstsein dringende Möglichkeit, ernsthaft zu erkranken, erreicht einen Menschen für gewöhnlich erst im fortgeschrittenen Alter. Jugendliche sind sich normalerweise ihrer Vitalität sehr bewusst, die Grenzen ihres Körpers sind lange noch nicht erschöpft. Im Gegenteil werden die Grenzen immer weiter ausgedehnt durch den sich allmählich entwickelnden Körper. Sport und auch Leistungssport betreiben sicher 2/3 der Konfirmanden. Oft gibt es Überschneidungen und Auseinandersetzungen, weil irgendjemand nicht zum Konfirmandenunterricht erscheinen mag aufgrund eines wichtigen Punktspiels. Mit meinem eingeschränkten Leib bin ich darum vermutungsweise für die Konfirmanden kein Vorbild. In der Rolle als Unterrichtende sollte ich aber eigentlich eine vorbildhafte Funktion haben. Der oben zitierte Jugendliche löst diesen Konflikt, indem er meine Lebenswirklichkeit als eine Lebensform bedenkt, die nicht nur mir, sondern einem jedem geschehen kann. Er lässt die schwierigen Seiten dicht an sich heran und kann mich in dieser Möglichkeit vorbildhaft sehen. Die meisten Jugendlichen gehen hier nicht soweit. Einer deutet sich noch in dieser Richtung an: „Ich habe gelernt, dass man auch mit einer Behinderung seine Ziele erreichen kann.“ Doch hier steht stärker das Leistungsprinzip im Vordergrund und der Respekt, den der betreffende Schreiber meiner Leistung zollt.

Zur Vorbildwirkung lässt sich sicher fest halten, dass niemand sich Behinderung als Vorbild auswählen würde und dieser Spiegel lässt sich auch in den Äußerungen der Konfirmanden und Konfirmanden wieder finden. Doch die Vorbildfunktion umfasst natürlich weitaus mehr. Laut Isolde Karle prüfen die Konfirmanden im Konfirmanden "vielmehr sehr genau, inwiefern die Pfarrerin selbst eine Existenz tragende Beziehung zum christlichen Glauben entwickelt hat"¹. Ich hoffe schon, dass die Konfirmanden hier bei mir Substanz finden und insofern auch meine vorbildhafte Wirkung sehen. Es kommen immer mal wieder innerhalb des Unterrichtes krisenhafte biografische alte Erlebnisse der Konfirmanden ins Gespräch. Von der Scheidung der Eltern bis zum Tod des Hamsters reicht das Spektrum. Außerdem: Ich könnte mir vorstellen, dass einige der jetzt ungetrübt lebenden Jugendlichen in ihrem späteren Leben noch mit Schwierigkeiten zu tun bekommen, von denen jetzt noch keiner ahnt. Es ist möglich, dass der eine oder die andere sich dann an mich erinnert und von dem zehrt, was ich ihnen teils unbewusst, teils indirekt an Krisenbewältigung bereits vermittelt haben. Am stärksten kommt diese Ahnung in dem zitierten Satz des Jugendlichen zum Ausdruck der sagt: „egal was dir geschieht, gehe deinen Weg ". Auf einer vordergründigen Ebene ließe sich dieser Satz als ungebrochenes Leistungsdenken verstehen. Ich höre diesen Satz in dem Sinne Carl Gustav Jungs: „werde, der du bist ". Auch auf diesem Weg, dem Lebensweg, verhelfen Krisen und Schwierigkeiten letzten Endes zur Selbstwerdung.

¹ Karle 217

3.2.5.6. Zusammenfassung

Offenbar werden zu Beginn des Unterrichtes die Jugendlichen durch mich als Unterrichtende vor Konflikte gestellt, die sie im Verlaufe der gemeinsamen Zeit in unterschiedlicher Weise lösen. Sie lernen außerdem zu differenzieren und zu trennen zwischen der Behinderung, der Pastorin und der Person. Das ist sicherlich eine Arbeitsleistung der Konfirmanden und von mir, die aber sozusagen nebenbei geschieht. Aus der abgewehrten nebulösen Vokabel „Behinderung“, schälen sich also offensichtlich mit der Zeit ein Gesicht und Charakter heraus. Eine Rolle wird wahrnehmbar. „Ich habe gelernt, dass die Behinderten heute ganz gut in dieser Welt zurechtkommen. Vorher dachte ich, dass sie immer auf Hilfe angewiesen sind“. Indem die Jugendlichen auch an mir lernen, dass Krankheit und Behinderung mit zu meinem Leben gehören und im Unterricht nicht vermieden werden können, lernen sie gleichzeitig, dass diese Seiten überhaupt mit dem Leben verbunden sind. Es gibt kein störungsfreies Leben.

Und noch ein anderer Punkt: Isolde Karle vertritt die These¹, dass sich die Konfirmanden wenig durch eine reine intellektuelle Beziehung zum Christentum beeindrucken lassen. Dem kann ich nur zustimmen. Die Autorin betont außerdem die immense Bedeutung der auf „Interaktion basierenden Kommunikation“². Jugendliche beobachten sehr präzise die soziale Personen des- oder derjenigen, die die christliche Religion professionell vertritt und zu vermitteln sucht. Sie beobachten ob die Pfarrerin bereit ist, sich konsequent mit ihnen auseinander zu setzen und ihre Sachthematik gegebenenfalls auch unabhängig von der Resonanz, auf die sie trifft, zu vertreten. Sie beobachtet außerdem, dass Pfarrerin und Pfarrer bei der Gestaltung ihres Unterrichtes immer im Nachteil sein werden im Vergleich zu den Extravaganzen und dem Unterhaltungspotenzial der gegenwärtigen Erlebnis – Freizeitkultur. Sie sollten ihrer Meinung nach auf diesem Gebiet deshalb gar nicht erst die Konkurrenz suchen, sondern ihren eigenen Vorteil der auf Interaktion basierenden Kommunikation gezielt nutzen. Mit ihrem Vokabularium bewegt sich die Autorin vor allen Dingen im Fahrwasser soziologischer Hermeneutik. Auf jeden Fall scheint es für die moderne Pfarrerin von großem Nutzen zu sein, kommunikative Kompetenz zu erwerben, zu vertiefen und zu nutzen. Für die behinderte Pfarrerin –soviel ist vermutlich deutlich geworden - ist das Verstehen und Nachvollziehen von Interaktion noch wichtiger.

3.3. Zum Segen bei der Konfirmation

Den Abschluss und zugleich Höhepunkt der gesamten Konfirmandenjahre bildet der festliche Gottesdienst zur Konfirmation. In ihm legen die Konfirmanden ihr Bekenntnis zum christlichen Glauben ab und gelten zukünftig als religionsmündige, erwachsene Christen. Im Grunde genommen handelt es sich bei diesem Gottesdienst um einen Initiationsritus für die Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen. Im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht der Segen, bei dem die

¹ Karle, 213

² Karle, 217

Konfirmanden sich zu dritt oder viert vor dem Altar niederknien und ihnen der Segen zugesprochen wird.

Da ich die Hand nicht zum Segen auflegen kann ohne Irritationen einrechnen zu müssen und da ich meinerseits meinen Leib hierzu sehr verrenken müsste, ist diese Situation für mich ein Problem. Es spitzt sich außerdem dadurch zu, dass die Konfirmandengottesdienste in aller Regel mit zwei Gruppen und zwei Pastoren gefeiert werden. So könnte der Eindruck entstehen: Es gibt einen „richtigen“ Segenzuspruch meines Kollegen und eine „behinderte“ Segenshandlung von meiner Seite, die exotisch und unnormale aussieht. Es gibt hierzu keine Untersuchungen, doch m.E. würden als störend empfundene Elemente unweigerlich Einfluss auf die liturgische Dichte und Präsenz nehmen. Hiermit ist ein auch aus praktisch theologischer Sicht – heikler Punkt berührt, denn gerade bei Konfirmationsgottesdiensten muss ich auch mit einer breiteren Wirkung vor größerem Publikum rechnen. Selbstverständlich kann und möchte ich meine Behinderung hier nicht in den Mittelpunkt setzen, denn es geht um die Konfirmation der Jugendlichen. Bei der *Segenshandlung* wäre meine Einschränkung jedoch augenfällig und damit mehr im Mittelpunkt als mir an dieser Stelle vertretbar erschiene: Die Jugendlichen kennen mich zwar, denn wir hatten über zwei Jahre Zeit, uns kennen zu lernen. Ihnen wäre mein Handeln vertraut, vermutlich auch in segnenden Gesten. Doch in nur einer Stunde wird es für die meisten Besuchenden des Gottesdiensts sicher nicht zu einer vertieften Wahrnehmung kommen über die phänomenologische Betrachtung meiner Person hinaus. Es geht also darum, eine Lösung zu entwickeln, bei der diesem besonderen Ereignis der Konfirmation und dem hierzu gehörenden Segen angemessen Ausdruck verliehen wird, in dem zugleich die Besuchenden des Gottesdienstes nicht vom wesentlichen dieses Tages abgelenkt werden und sich mit Irritationen ihrerseits aufhalten müssten, die zu bewältigen im Rahmen einer Stunde gewiss viele Menschen der über 400 Gottesdienstbesuchenden überfordern könnte, und nicht zuletzt geht es darum, mich selber in meinen Möglichkeiten nicht zu verleugnen. Der zu lösende Konflikt spannt sich zwischen den Polen von Form und Inhalt in Bezug auf den Gottesdienst, also Agende und Verkündigung in anderen Worten gesagt. Für mich als Pastorin stellt sich die Aufgabe, einen Weg zu finden zwischen Vermeidung und Zumutung, Authentizität und Identifikation mit meinem Gegenüber auf der anderen Seite.

Darum habe ich damals folgende Idee entwickelt und mit dem ersten gemeinsamen Gottesdienstplanungen meinem Kollegen vorgeschlagen. Er war sofort einverstanden und ich bin ihm heute noch dankbar für seine Experimentierfreudigkeit und theologische Reflexion. Mein Vorschlag war:

Keiner von uns legt die Hand zum Segen auf, stattdessen tritt zum Segen je ein von den Konfirmanden erwählter Mensch nach vorne zum Altar und hinter die Konfirmanden. Dieser Mensch legt die Hand zum Segen auf. Mein Kollege und ich sprechen abwechselnd die zur Konfirmation gehörenden Segensworte.

So war die Idee und auch die spätere Durchführung. Im nächsten Schritt haben wir gemeinsam auf dem Elternabend und im Konfirmanden Unterricht diesen Vorschlag unterbreitet. Auch hier wurde der Vorschlag akzeptiert. Im zweiten Schritt haben die Konfirmanden, sich einen Menschen ausgewählt, der ihnen persönlich nahe stand: das war oft der Vater, die Mutter, eventuell eine Patentante oder auch Freunde und Geschwister der Konfirmanden. Die entsprechenden Menschen wurden informiert und haben zugestimmt, wir haben besprochen, wann man nach vorne zum Altar kommen sollte.

In zweierlei Form untersuche ich diesen Befund, zunächst mit dem hermeneutischen Besteck der IT, im zweiten Durchgang unter theologischen und praktisch theologischen Zugriffsmöglichkeiten. Zunächst zur IT:

3.3.1. Der Gottesdienst zur Konfirmation als Ko - respondenzgeschehen

Ich verwende diese Begrifflichkeiten hier zugespitzt auf den Konfirmationsgottesdienst bei der Segenshandlung. Dabei betrachte ich die Segenshandlung als zu lösenden Konflikt und den Gottesdienst als Gruppengeschehen. Nur im Hintergrund interessiert mich hierbei der unmittelbar persönliche Bereich der Pastorin. Ebenso verschwindet der Mikrobereich der einzelnen Gottesdienstbesuchenden in den Hintergrund und färbt von hier aus die Atmosphäre des Gottesdienstes mit. Welche kleinen Episoden den Tageslauf bisher in den Familien geprägt haben, welcher Stress, wie viel Aufregung oder auch Gleichmut dort aufgetaucht sind, bleibt im Hintergrund verborgen. Deutlicher wahrnehmbar sind das Milieu der Gottesdienstbesuchenden und die soziale Schichtung: Wahrnehmbar an der Kleidung, an Gestus und Habitus, sind es überwiegend bürgerlich geprägte Besuchende des Gottesdienstes. Entsprechend zum festlichen Anlass erscheinen die meisten in feierlicher Kleidung: Schwarzer Anzug, helles Kostüm. Die Konfirmanden erscheinen in schwarzer Kleidung, Anzug und Kleidern. Sie sind kaum wieder zu erkennen, wollten aber so aussehen. Man sieht ihnen an, dass sie sich in ihre männliche und weibliche Rolle „hineinarbeiten“ wollen und die Konfirmation als wichtigen Schritt in diese Richtung interpretieren. Es ist ein festlicher Rahmen, gut vorbereitet und geplant von verschiedenen Seiten. Einige Mütter haben die Kirche mit Blumengestecken geschmückt. Im Gottesdienst unterstreichen musikalische Besonderheiten den festlichen Charakter. Vor dem Gottesdienst wird ausgiebig fotografiert. Damit ist die „Szene“ des Gottesdienstes, das „Zusammenspiel von Kontext und Kontinuum“¹ ausgedrückt, annäherungsweise die „Atmosphäre“ erfasst „als ein Konzert von supraliminalen Sinneseindrücken“², die eine sehr spezifische „Stimmung“ evozieren, wie ich sie nur im Zusammenhang der Konfirmationsgottesdienste kenne. Jede Szene entfaltet ihre Wirkung durch eine spezifische Färbung der Mikro -, Meso- und Makroebene. So wäre beispielsweise die spezifische Färbung des Gottesdienstes mit vorstädtischem, bürgerlichem, festlich – konservativem Charakter in die Mesoebene zu rechnen. Auf der Makroebene wäre entsprechend nach dem „Zeitgeist“ von Konfirmationsgottesdiensten zu fragen: Welche übergeordneten Phänomene nehmen Einfluss auf den evangelischen Konfirmationsgottesdienst und seine Gestaltung, welcher gesellschaftlich wahrnehmbare Wandel im Rollenverständnis des Pfarrers und der Pfarrerin kann erfasst werden. Andererseits fließen in die Betrachtung der Makroebene auch gewisse, gesellschaftlich verankerte Werte und Normen ein, wie sie beispielsweise den Umgang mit Behinderung betreffen. Hierzu habe ich unter Kapitel 1.5. und 2.2. gearbeitet. Alle diese Faktoren bis hin zur Mikroebene, der persönlichen Konstitution und Verfassung von einzelnen, beispielsweise sehr aufgeregten, Konfirmanden und den Möglichkeiten ihrer Pastorin wollen im Vorwege sorgfältigst bedacht und abgewogen werden. Um auf mein zu untersuchendes Thema zurück zu kommen: Häufig wurden von den Konfirmanden in den ersten Kontakten mit mir Sorgen, Hilflosigkeit und Überforderung genannt (vgl. 3.2.3.3.) . Danach muss ich auch mit einer Überforderung etlicher Gottesdienstbesuchenden durch meine Behinderung im Rahmen des Gottesdienstes rechnen. Berücksichtige ich für meine Überlegungen auch noch den Zeitfaktor, lässt sich folgern, dass etliche Gottesdienstbesuchenden wohl Schwierigkeiten haben könnten mit der mir möglichen Form der Handauflegung und Segenshandlung. Es wird klug sein, meine Behinderung nicht ins bewusste oder unbewusste Zentrum des Gottesdienstes zu stellen, denn der

¹ Petzold, IT, 900

² Petzold, a.a.O.

Konfirmationssegens ist zentral. Die Kontinuität der Begegnungen zwischen Gemeinde und meiner Person ist nicht gegeben, es konnte keine Beziehung entstehen wie mit den Konfirmanden oder wie mit der sonntäglichen üblichen und beständigen Gemeinde. Stattdessen handelt es sich bei diesem großen Gottesdienst um einmaligen Besuch nach langer Zeit in einer Kirche. Gerade in diesem Punkt am Kontakt, insbesondere an solch sensiblem Punkt, zu arbeiten, erschiene mir als Überforderung für mich persönlich und auch für einige Gottesdienstbesuchende. Es bestünde die Gefahr, den von mir gegebenen Segen als „gestörten“ Segen wahrzunehmen, besonders im Vergleich zu meinem Kollegen, der mit mir den Gottesdienst gemeinsam zu gestalten hatte. Nur durch langfristigen Kontakt entwickelt sich die Möglichkeit innerhalb eines Korrespondenzverhältnisses, über Bewusstseinsarbeit und Sinnfindung, in Entwicklungsschritte hineinzukommen, die dann auch meiner Art zu segnen, „heilende“ Qualität beimessen könnten. Weder mochte ich mich in meine Rolle und meinen Möglichkeiten verbergen, noch auf der anderen Seite viele – der mir unbekanntem Gottesdienstbesuchenden – überfordern oder zu sehr auf (m)ein Thema lenken, welches nicht im Mittelpunkt dieses Anlasses gelegen hat.

3.3.1.1. Umgang mit Widerstand

Aus Sicht der „therapeutisch Handelnden“ – und so verstehe ich mich in dieser Situation in dem von mir beschriebenen Gottesdienst – muss ich mit Widerstand rechnen, in diesem Falle gegen die durch meine Behinderung ausgelösten Gefühle. Widerstand im therapeutischen Prozess hat seine Funktion als Schutz gegen Angst und Gefühle, die nicht bewältigt werden können und von denen „die KlientIn unbewusst meint, überflutet werden zu können“¹. Der Widerstand zeigt sich durch Abwehrformen wie ich sie für die Jugendlichen im Kapitel 3.2.5.3. erarbeitet habe und wie ich sie deswegen und natürlich auch aus langjähriger persönlicher Erfahrung für den Gottesdienst vermuten kann. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang auch an die klar artikulierte Abwehr des von mir ausgeteilten Abendmahles des spastisch gelähmten Mannes (vgl. Kapitel 2). Wenig sinnvoll ist es nun aus dem beschriebenen zeitlich eng gesteckten Rahmen des Gottesdienstes, die Grenzen des Möglichen zu sprengen. „Nicht alles ist machbar“ sagt D. Rahm in anderem Kontext, nämlich zu den Zielbildungen in der Therapie². Ein konfrontativer Umgang mit dem vermuteten Widerstand empfiehlt sich aus meiner Sicht nicht. Grundsätzlich werden für therapeutische Prozesse drei Leitlinien im Umgang mit Widerstand³ empfohlen, derer ich mich in meiner Gestaltung des Gottesdienstes bedient habe:

1. Akzeptieren des Widerstandes
2. Widerstand verstehen
3. Sicherheit bilden

In der Konsequenz heißt das: Ich akzeptiere Gefühle von Abwehr und Angst bei anderen, die sich in Unsicherheit, Irritation, Hilflosigkeit oder auch Ärger zeigen könnten. Das zu akzeptieren ist weder besonders schön, noch einfach, denn diese zum Teil aggressiven Reaktionen richten sich gegen mich. Selbstverständlich sind auch andere Reaktionen denkbar, aber ich beschränke mich

¹ Rahm 493

² Rahm 347

³ Rahm 493; Petzold, IT, 1132

hier auf diesen einen Aspekt. Eine Analyse und ein Verstehen des Widerstandes liegen in den vorangehenden Kapiteln vor und ich verzichte an dieser Stelle auf eine Wiederholung. Wichtig für die Gestaltung des Gottesdienstes ist hier hingegen der dritte Punkt, nämlich die Bildung von Sicherheit. Diesen Punkt habe ich durch meine theologisch – praktische Arbeit am Segen besonders bedacht: Nicht ich bin es, die die Hand zum Segen auflegt, sondern andere kommen nach vorne und werden auf diese Weise in das Geschehen integriert und hineingeholt. Hierdurch wird die Schwelle, sich konfrontiert zu sehen mit möglichen eigenen biografischen schwierigen Punkten ausgelöst durch eine Begegnung mit mir, erheblich niedriger gesetzt. Es kommt zu keiner unmittelbaren Berührung zwischen meiner Behinderung und dem zu konfirmierendem Jugendlichen. Auf der anderen Seite werden Freunde oder Verwandte unmittelbar in das segensreiche Geschehen mit hineingeholt und einbezogen.

Für das gottesdienstliche Geschehen habe ich hiermit wie ich meine eine gute und solide, angemessene Lösung geschaffen. In der Auswertung der Interviews wird eine entsprechende Resonanz deutlich. Für mich persönlich bleibt diese Lösung natürlich ambivalent: Sie ist sowohl schmerzhaft, weil ich nicht selbst diese segnende und heilsame Gebärde übernehmen kann, und sie freut mich, weil ich die Lösung als gelungen empfinde und als Zuwachs religiöser Auseinandersetzung nicht nur bei mir, sondern auch bei den meisten Mitsegnenden und Besuchenden im Gottesdienst.

Im folgenden möchte ich nun denselben Gegenstand einer theologisch und theologisch - praktischen Betrachtung unterziehen:

3.3.2. Zum theologischen Verständnis von Segen

Albrecht Grözinger als theologisch – reflektierter Zeitgenosse schreibt: „Um Differenz und Identität geht es in jedem christlichen Gottesdienst. Auf der einen Seite ist jeder Gottesdienst ein unverwechselbares Unikat. Es ist der Gottesdienst, der in einer bestimmten Kirche in München, es ist der Gottesdienst, der am 8. Sonntag nach Trinitatis in einer bestimmten Kirche in Dortmund gefeiert wird. Und doch sind es nicht jeweils beliebige Gottesdienste. Das Drehbuch des christlichen Gottesdienstes ist die Agende. Dieses besondere Drehbuch ist seinerseits durch eine doppelte Transparenz gekennzeichnet. Es muss jeweils neue Aktualisierungen ermöglichen.“¹. In anderen Worten gesagt habe ich mich einerseits der Liturgie anzupassen und auf der anderen Seite habe ich Gestaltungsspielraum. Doch wo liegt die Grenze und wie kann ich diesen Spielraum bemessen? Grözinger äußert sich natürlich nicht zu meinem speziellen Gegenstand. Er bleibt allgemeiner, wenn er von einer „ästhetischen Struktur des Gottesdienstes“ berichtet, „die den Gottesdienst zum Kunstwerk werden lässt“². Doch was qualifiziert seiner Meinung nach ein Kunstwerk? Und hier macht er deutlich: Die Aufgabe des Gottesdienstes liege darin, eine fiktive Gegenwelt – etwa in Bildern vom himmlischen Jerusalem oder im Bild vom Morgenglanz der Ewigkeit - zu der Welt zu sein, der sich der homo faber bediene, lautet sein Schlussgedanke.

Mir erscheint es wie *theologia gloriae*, denn biblische Erzählungen bieten nicht nur Stoff für fiktive Gegengeschichten zum „grauen Alltag“, sondern auch Anfragen, und berichten über Schwieriges. *Theologia gloriae* allein kann ich persönlich nicht teilen, und außerdem im gottesdienstlichen Rahmen durch meine Person auch kaum abbilden. Für mich gehören zum

¹ Grözinger, 101 f

² Grözinger, 108

vollständigen Leben auch Störungen, Einschränkungen ebenso wie die Freude hinzu. Eine Pastorin für „Hochglanz – Gottesdienste“ kann ich nicht werden und will es auch nicht. Auf liturgische Präsenz und Dichte möchte ich dabei dennoch auf keinen Fall verzichten. So bleibt mir also zu bedenken, wie ich beispielsweise einen Festgottesdienst zur Konfirmation so gestalten kann, dass auch mit bewusst einkalkulierten Störungen ein Fest gestaltet und gefeiert wird, ein schönes Fest für die Konfirmanden, ein festlicher Gottesdienst im glanzvollen Licht der *theologia gloriae*, der jedoch die leidvollen Seiten des Lebens nicht verdrängt, sondern integriert.

Doch was bedeutet eigentlich „Segen“? Die freundliche Zuwendung des Segnenden zu seinem Gegenüber bedeutet – nach alttestamentlichem Verständnis¹ – dessen Aufnahme in eine Solidargemeinschaft, bzw. die Bestätigung einer schon bestehenden Gemeinschaft und hat somit durchaus Bezug zum in die Gemeinschaft der erwachsenen Welt initiiierenden Ritus der Konfirmation. Für heutiges Verständnis sind jedoch vor allem praktisch – theologische Aspekte bedeutungsvoll. Hierzu schreibt Cornelius – Bundschuh: „Während dem Fluch in der Theorie und Praxis des deutschen Protestantismus gegenwärtig fast keine Bedeutung zukommt, stößt das Segenshandeln der Kirche auf ein erhebliches Interesse.“² Hier taucht der Segen neben der Entlassung aus dem Gottesdienst in den Alltag auch als Schwellenritual (*rites de passages*) im lebensgeschichtlichen Kontext auf: Zu Beginn des Lebens (Taufe), im Übergang zum Erwachsenenalter (Konfirmation), zu Beginn einer neuen Partnerschaft (Trauung) und neben weiteren Anlässen auch zum Tod (Beerdigung). Dabei haben Segenshandlungen meistens einen öffentlichen Charakter, weil die überlieferten Formen in der Familie wie Abend – und Morgensegen ihre Bedeutung weitgehend verloren haben.

Das Verständnis von Segen und Fluch ist geprägt durch die Diskussion um ihren magischen Charakter³: Eröffnen, weiten und begrenzen Fluch und Segen einen begrenzten Lebensraum? Lässt sich Segen als ‚Lebenskraft‘ - so etwa mit magischem Impetus gedacht von Josuttis⁴- verstehen, den die Menschen in ihren Alltag mitnehmen können? Oder bringt er nur „zur Sprache...“, dass alles Leben empfangenes und geschenktes Leben ist“, so Rössler⁵? Um den Segen deutlich von einem magischen Verständnis abzusetzen, wird er seit dem 17. Jahrhundert vielfach als „Segenswunsch“ verstanden, der Fürbitte und Zuspruch in einem ist: „Die Segnenden können nicht mehr tun, als bei Gott für andere um Segen zu bitten, aber sie dürfen gewiss sein, dass Gott segnet“⁶.

Inhaltlich wird Segen in der aktuellen dogmatisch – theologischen Literatur als Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens interpretiert: „Ein gesegnetes Leben ist die von der Bibel her gewiesene prägnanteste Antwort auf die Frage nach dem Sinn“⁷. Hildebrandt meint hierzu weiter: „Die Worte ‚zu Nutz und Frommen‘ des Menschen machen darauf aufmerksam, dass Segen mehr als äußeres Gelingen meint, nämlich eine innere Erfülltheit bedeutet, die zu Lob und Dank Gottes führt, wie denn auch der Nutzen für andere erst darin zum Ziel kommt, dass er von diesen angenommen wird und sie ebenfalls erfüllt.“⁸ Im weitesten Sinn könnte man eine Segenshandlung als eine Vermittlung von Heil und Wohl benennen.

¹ TRE XXXI, 77

² Cornelius – Bundschuh, in: TRE XXXI, 93

³ Cornelius – Bundschuh, in: TRE XXXI, 94

⁴ Josuttis, Weg, 317

⁵ Rössler 207

⁶ Cornelius – Bundschuh, in: TRE XXXI, 94

⁷ Hildebrandt, in: TRE XXXI, 90

⁸ Hildebrandt, in: TRE XXXI, 91

Dieses Verständnis rückt damit in gewisse Nähe zu Kategorien anderer Welterfassung, bzw. Metatheorien: In der IT wird vergleichbar meines Erachtens zu Segen und Fluch von benignen und malignen Narrativen¹ gesprochen. Wobei der individuelle Rückgriff auf benigne Narrative zu zukunftsöffnenden, stabilen und heilenden – eben segnenden - Perspektiven hinweisen könnte, während maligne Narrative – vergleichbar dem alttestamentlichen Fluch – engführende und den Lebensfluss blockierende Tendenz entfalten würden.

3.3.3. Die Segenshandlung

Der Gottesdienst war wie erwartet mit über 400 Personen sehr stark besucht und - so weit man bei einem solchen Anlass davon sprechen kann - ein wirklicher Erfolg. Während des Segensspruches für meine Konfirmanden stand mein Kollege am Lesepult, um Namen und Konfirmationsprüche der jeweils vier Jugendlichen zu verlesen. Ich stand mit dem Rücken zum Altar und habe auf die Konfirmanden gewartet, die dann jeweils zu viert gekommen sind. Für jeden Konfirmanden kam aus dem Kirchenschiff derjenige Mensch, der ihm die Hand zum Segen auflegen und ihm den Rücken stärken sollte. Es ist ein starker Eindruck entstanden, der die Atmosphäre des Gottesdienstes geprägt hat. Wie wichtig atmosphärische Wahrnehmungen und auch Gestaltungen sind, sagen Merleau – Ponty, der zum philosophischen Hintergrund der Integrativen Therapie gerechnet werden kann², und einige postmodern orientierte Theologen unisono. So äußert sich Grözinger wie folgt: „Nun hat gerade der Begriff der Atmosphäre in der gegenwärtigen ästhetischen Diskussion eine große Bedeutung gewonnen. Wir alle leben in Atmosphären, die uns bestimmen. So versetzt uns etwa ein Raum oder eine Landschaft ganz unbestreitbar in eine bestimmte Atmosphäre. Wir können uns dieser Atmosphäre nicht entziehen. Sie bestimmt uns, ob wir dieses wollen oder nicht. Zugleich sind wir selbst an der Entstehung dieser Atmosphäre mitbeteiligt. Wir begründen diese Atmosphäre mit und sind zugleich durch sie bestimmt.“³

Besonders dem letzten Aspekt, dem Prägen der Atmosphäre durch Mithandeln, kann ich sehr zustimmen, denn es wirkte im Gottesdienst an dieser Stelle so als ob die unsichtbar vorhandenen Beziehungsfäden zwischen den Jugendlichen und ihren Wahlverwandtschaften sichtbar wurden. Die Beziehung zwischen den Jugendlichen und einem im vertrauten Menschen wurde ins Blickfeld gehoben und damit zugleich wurde die Beziehung zwischen Gottesdienstbesuchenden und konfirmierten Jugendlichen manifest sichtbar. Das hat entscheidende und verdichtende Auswirkungen auf die Atmosphäre gebracht.

Was hier nun sehr langwierig und umständlich beschrieben steht, ging in der Realität sehr schnell. Zugleich mit seinem Konfirmanden kam meistens der Segnende vor dem Altar an. Dann wurden die Jugendlichen gesegnet: mit der Hand ihres Vertrauten und mit meinen Worten des agendarischen Konfirmationssegens. Mein Kollege hat – wie gesagt – das Verfahren ebenso angewendet.

Erst jetzt im Rahmen meiner Graduierungsarbeit, sieben Jahre nach Einführung dieser Form, habe ich umfassender als im Unterrichtsgespräch danach fragen können, wie die Konfirmanden diese Form erleben.

¹ Petzold, IT, 905

² Petzold, IT, 6.16.22.30ff. u.a.

³ Grözinger, 95

3.3.4. Resonanz der Konfirmanden

Insgesamt 13 Konfirmanden konnte ich befragen. Sie hatten ihre Konfirmation gerade vor einem Monat erlebt und waren meiner Einladung gefolgt. Sechs Jugendliche waren nicht erschienen und drei hatten meiner Einladung aus unterschiedlichen Gründen telefonisch zuvor abgesagt. Es waren also nicht alle Konfirmierten zur Umfrage anwesend, insbesondere fehlten die Schüler der Hauptschulen. Die Gründe für ihr Fehlen habe ich oben unter 3.2.2. reflektiert. Dennoch sind die Ergebnisse der 13 erschienenen Jugendlichen aussagekräftig.

3.3.4.1. Überwiegend positive Resonanz

Von den 13 Jugendlichen war es unter Frage 15) für 12 Personen „gut, einen vertrauten Menschen hinter sich zu haben“, nur einem Jugendlichen war es „egal“, niemand hat hier mit „Nein“ geantwortet. Offensichtlich scheint es für die Konfirmanden in dieser besonderen Situation hilfreich zu sein, jemand Vertrautes in der Nähe zu haben. Das ist sicher wenig erstaunlich, wenn man bedenkt, welchen Wandlungsprozessen Jugendlichen in diesem Alter unterworfen sind. Und auf die Gegenfrage 16): „Glaubst du, dass etwas anders gewesen wäre, wenn Dir ein Pastor oder eine Pastorin die Hände zum Segen aufgelegt hätten?“. Hier antworten neun Jugendliche mit „Ja“, drei Jugendliche kreuzen „Nein“ an und zwei wissen es nicht, ob es einen Unterschied gegeben hätte. Deutlich wahrnehmbar vermuten die Jugendlichen hier Unterschiede, die in meiner angeschlossenen Filterfrage qualifiziert werden: „Wenn einem der Pastor den Segen gibt, ist es nicht immer gegeben, dass man ihn mag“ antwortet ein Junge. Er hatte sich für seinen Patenonkel entschieden, den er „nett“ findet. Er empfindet unter Frage 14) den Segen als angenehm und als etwas ganz Besonderes. Ein anderer Junge hat seine Cousine ausgewählt, „weil sie zuhören kann und ich kann ihr Sachen anvertrauen, die ich nicht meiner Mutter anvertrauen kann“. Mit der Cousine kann das Pfarramt aus seiner Sicht nicht mithalten und darum ist es stimmig, wenn er folgert „ein Pastor wäre nicht so vertrauensvoll. Ich hätte dem Pastor nicht anvertraut, was mich betrübt“. Die Beziehungsqualität steht bei der Wahl des Segenspartners deutlich im Vordergrund. Ein Mädchen schreibt zum Unterschied zwischen der Segensausteilung durch PastorIn oder Freunde: „Es wäre irgendwie unpersönlicher und ich hätte mich vor dem Altar allein gefühlt“. Letztes Beispiel sei hier wiederum ein Mädchen, die schreibt und damit meine Vermutung in gewisser Weise auf den Punkt bringt: „zu einem Pastor habe ich nicht soviel Bezug wie zu einem Familienmitglied. Zwar hat er auch Verständnis für vieles, aber es ist halt etwas anderes, wenn dein Bruder hinter dir steht.“ Sie hatte auch tatsächlich ihrem Bruder gewählt, mit nach vorn zukommen. Deutlich ist also bei allen Zitierten auf jeden Fall die *Beziehungsqualität* im Segen. Man könnte sogar umgekehrt sagen: *Die Segenshandlung erschließt sich als beziehungsreiches Geschehen*. Und so haben es tatsächlich auch die meisten empfunden. Auch die von mir in halbstrukturierten Interviews befragten Segenspartner sprechen allesamt von einem intensiven Gefühl der Zuwendung und ko – respondieren so zu diesen Aussagen der Konfirmanden.(vgl. 3.3.5.)

3.3.4.2. Kritische Stimmen

Doch zurück zum Fragebogen, denn es gibt auch andere Stimmen. Ein Mädchen gibt zu bedenken: „Es wäre irgendwie nicht so eine verwandtschaftliche Bindung (logisch!). Es hätte aber auch ganz gut sein können (stelle ich mir zumindest vor!)“, dass ein Pastor oder eine Pastorin den Segen gesprochen *und* ausgeteilt hätte. Sie vervollständigt mit dieser Auffassung das Spektrum. Was das Mädchen genau von der Handauflegung `des Priesters` erwartet hätte, definiert sie nicht. Vielleicht verbirgt sich hinter ihren Worten der unbewusste Wunsch nach einem eher magischen Ritual, welches sie in der Segensgeste der verwandtschaftlich – alltäglichen Zuwendung nicht finden kann. In der Tat ist die von mir praktizierte Form der Segenshandlung auch ein Verlust. Es ist vielleicht auch ein Verlust an `numinoser` pastoraler Macht. Manfred Josuttis äußert sich hierzu: „Der Pfarrer hat Macht als Repräsentant in Sachen Religion“¹. Etwas von dieser „heiligen“ Macht geht verloren, wenn andere beteiligt werden. Auch der meine Praxis des „heiligen“ Abendmahles in Frage stellende Mann (vgl. 2.2), empfindet ein vergleichbares Defizit. Der von mir praktizierte Segen entfaltet eine hierzu fast im Kontrast stehende Qualität. Segen wird in ihm als beziehungsreiches Geschehen interpretiert und verdeutlicht. Umgekehrt wird beziehungsreiches Geschehen als Segen wahrgenommen und vor Augen geführt. Gleichzeitig werden natürlich neue Prozesse in Gang gesetzt, die zu einer veränderten Sicht in der Wahrnehmung von Segen führen können oder überhaupt erst eine bewusste Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Segen anstoßen.

Denkbar sind natürlich auch wesentlich schlichtere Interpretationen: Im Reifungsprozess der Jugendlichen könnte es auch hilfreich sein, keinen familiären Hintergrund hinter sich zu spüren und erst recht nicht physisch, sondern es könnte besser sein, sich nach vorn gezogen zu fühlen in unbekanntes Land der Erwachsenenwelt hinein, wie es vielleicht durch erwachsene, unbekannte und priesterliche Personen besser repräsentiert werden könnte. Vielleicht betont das zitierte Mädchen schlicht diesen emanzipatorischen Aspekt und möchte nicht schon wieder ihre `mischpoke` im Rücken wissen. Der Erwerb emotionaler Unabhängigkeit von den Eltern fällt nach Havighurst² in die Phase der Pubertät. Diese Kenntnis versuche ich schon aufzunehmen, indem den Konfirmanden freie Wahl bleibt: Es müssen keine Eltern sein! Doch vielleicht reicht das einigen so noch nicht aus. Immerhin: Mehr als die Hälfte der Jugendlichen entschieden sich nicht für ihre Eltern und dokumentierten durch diese Entscheidungen eben jene zunehmende emotionale Unabhängigkeit von den Eltern. Anderen Jugendlichen blieb hier ein Konflikt, eine Entscheidungsnot, der jeden Entwicklungsschub begleiten kann, nicht erspart:

Ein zweites Mädchen sei hierzu in ihrer kritischen Äußerung zitiert. „Es wäre halt ein Pastor gewesen, es wäre ein anderes Gefühl gewesen, manche hätten sich nicht entscheiden müssen, dadurch sind andere Menschen zurückgewiesen worden.“ Diesem Mädchen hat offenbar die Wahl des Segenspartners Probleme bereitet, weil damit ihrer Meinung nach zugleich das Zurücksetzen anderer verbunden war. Deutlich wird daran einerseits, welchen hohen Stellenwert diese Wahl in den Überlegungen des Mädchens hatte und gleichzeitig wird deutlich, welche inneren Konflikte auf Seite dieses Mädchens damit verbunden waren. In der Ausdifferenzierung und im „Erwerb neuerer reiferer Beziehungen zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts“³ sind Spannungen und Konflikte zu erwarten. Durch die von mir vorgeschlagene Form des Segens werden diese Spannungen nicht vermieden.

Abschließend bleibt trotz einiger kritischer Stimmen die hohe positive Resonanz dieser Form des Segens festzuhalten. Mehrheitlich haben die Konfirmanden das Gefühl benannt, etwas

¹ Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 84

² Rahm, 245

³ nach Havighurst: Rahm, 245

„Besonderes“ erlebt zu haben. Aus der Gesamtsicht lässt sich diese positive Resonanz bestätigen, denn dieses Verfahren beim Segnen hat überraschend guten Anklang gefunden: Schon im zweiten Jahr mussten wir kaum noch etwas erklären, die Konfirmanden hatten bereits davon gehört oder durch Geschwister miterlebt und von sich aus schon überlegt, wer für sie mit nach vorne kommen sollte. Auch bei meinen anderen Kollegen ist diese Form auf Resonanz gestoßen: Sie haben sozusagen ohne Not diese Form für ihren Gottesdienst übernommen. Jetzt nach sieben Jahren wird nach der Herkunft dieser Form nicht mehr gefragt. Sie ist hier inzwischen übliche liturgische Praxis zum Konfirmationssegen..

Doch wie haben ihre Mitsegnenden, Eltern oder Geschwister diese Geste und diesen Kontakt erlebt ?

3.3.5. Interviews der Mitsegnenden

In halbstrukturierten Interviews habe ich in Auswahl zwei Geschwister und zwei Mütter befragen können, die zum Segen während der Konfirmation nach vorn zum Altar gekommen sind. Paten und Freunde der Konfirmanden, die beim Segen beteiligt waren, kamen als Interviewpartner aufgrund der Entfernungen für mich nicht in Frage. Sie wohnten zu weit von Hannover entfernt. Die von mir angesprochenen Personen waren bereit, sich auf ein Gespräch einzulassen, welches etwa – so hatte ich angekündigt – eine Stunde dauern würde. Zwei Gespräche haben als Hausbesuche stattgefunden und zwei Gespräche fanden in meinem Amtszimmer statt. Der `Fahrplan´ durch die Gespräche sah folgendermaßen aus:

1. Haben Sie sich gefreut als Sie von Ihrem Konfirmanden ausgewählt und gefragt worden sind, die Hand zum Segen aufzulegen ?
2. Konnten Sie sich die Situation im Vorwege gut vorstellen oder war es für Sie sehr ungewohnt ?
3. Wie haben Sie den Moment vor dem Altar erlebt ?
4. Hat das Handauflegen in dieser besonderen Situation ihr Verhältnis zu Ihrem Konfirmanden vertieft, verändert, mit ihm oder ihr stärker verbunden ? Können Sie die Gefühle beschreiben, die Sie in dem Augenblick vor dem Altar für Ihren Konfirmanden empfunden haben ?
5. Meinen Sie, das diese Empfindungen anders gewesen wären, wenn Sie nicht nach vorne gebeten worden wären ?
6. Würden Sie aus Ihrer persönlichen Erfahrung heraus, einer solchen Segenshandlung im gottesdienstlichen Rahmen ein weiteres Mal zustimmen ?
7. Wie würden Sie den Unterschied benennen zwischen einem Handauflegen durch einen Pfarrer/ eine Pfarrerin oder der von uns gewählten Form ?
8. Können Sie sagen, welche Form Ihnen persönlich näher ist ?
9. Wenn jemand sagen würde, er habe durch dieses Ritual angestoßen einen neuen Zugang gewonnen zu dem, was Segen in seinem Leben bedeutet, könnten Sie einer solchen Aussage zustimmen oder nicht ?

Jedes Gespräch lief – wie in dieser halbstrukturierten Form zu erwarten – etwas anders. Bei den Zitaten handelt es sich um Gedächtnisprotokolle, die unmittelbar im Anschluss an das Gespräch von mir notiert worden sind:

3.3.5.1. Interview I

Gespräch mit Frau S., Mutter einer Konfirmandin: *„Ich habe mich sehr gefreut, dass ich von meiner Tochter ausgewählt worden bin und ich habe mich geehrt gefühlt. Und auch wenn wir zu Hause am Tisch über alles gesprochen haben, in der Kirche war es dann doch ganz anders und viel aufregender als ich erwartet habe. Ich habe auch die Aufregung meiner Tochter sehr stark gefühlt als ich hinter ihr stand. Mir ist das Anfassen immer sehr wichtig, der Körperkontakt bedeutet in unserer Familie viel. Dieser Moment vor dem Altar war für mich ein sehr besonderer Augenblick, der mir sehr viel bedeutet und mir die sehr tiefen Gefühle für mein Kind vor Augen geführt hat, die ich vielleicht an diesem Tage so bewusst sonst nicht gespürt hätte. Darum hat das Handauflegen das Gefühl zu meinem Kind auch sehr vertieft und verdichtet, mir bewusst gemacht. Ich habe vor dem Altar auch sehr stark gespürt, dass ich mit diesen Handauflegen mein Kind in eine anderen Welt loslassen muss, in ihre eigene Erwachsenenwelt entlassen muss. Das ist mir sehr nahe gegangen. Wenn ich nicht nach vorne gebeten worden wäre – so Frau S. weiter -, wären mir diese Gefühle gewiss nicht so bewusst geworden. So aber war ich sehr angerührt und ergriffen von diesem Moment und von der Bedeutung der Situation. Einer solchen Segenshandlung würde ich wohl wieder zustimmen, aber nur dann, wenn ich auch einen entsprechenden und tiefen Kontakt zu dem Menschen habe, zu dem ich gehe und die Hand auflege. Denn ich habe sehr die Verbindung zu meinem Kind gefühlt als ich ihr die Hand auf legte. Ich glaube schon, dass der Segen durch diese Form konkret erfahrbar wird. Ich könnte diesem Satz zustimmen. Auch, wenn ich es schwierig finde, zu sagen, was denn wohl Segen sei.“*

Ko- respondenz

Das enge Verhältnis von Mutter zu Tochter wird durch die leibliche Segensgeste in das Bewusstsein der Mutter gehoben („wären mir diese Gefühle nicht so bewusst geworden“). Sie empfindet deutlich ausgesprochen den Körperkontakt zu ihrer Tochter als wohltuend und erklärt mir, dass Körperkontakt in ihrer Familie eine wichtige Rolle spielt. Wahrscheinlich verdichten sich für sie in der Geste des zärtlichen Handauflegens Erinnerungen an die erfahrene Nähe. Die IT spricht hier vom propriozeptiven Gedächtnis. Damit ist das Leibgedächtnis gemeint und das meint die Gedächtnisspuren von leiblichen Vorgängen¹. Die Mutter könnte sich also in dieser symbolischen Handlung erinnert wissen an verschiedenste leibliche Gesten des Schutzes und der Zärtlichkeit für ihre Tochter, die allesamt mit einer „Wolke“ von leiblichen Empfindungen, Spannungen, Bewegungsimpulsen etc. versehen sind. Die Gefühle sind nach ihrer eigenen Auskunft sehr stark. Sie benennt zuerst Aufregung sowohl für sich selbst wie auch für ihre Tochter. Sie nennt jedoch keine Gründe und Hintergründe. Zu vermuten ist, dass die Gefühle durch den Kontext bestimmt werden: Es ist aufregend in dieser besonderen Situation vor so vielen Menschen und in ungewohnter Geste zu stehen. Aufgeregt sind nach Wahrnehmung der Mutter in diesem Kontext sowohl die Mutter wie auch die Tochter. Die Mutter identifiziert sich

¹ Petzold, IT, 703. 709; Rahm 110

einerseits mit den bei ihrer Tochter vermuteten Gefühlen, auf der anderen Seite nimmt sie sehr genau die körperlichen Reaktionen ihrer Tochter, das aufgeregte Zittern, wahr: Intersubjektivität nennt IT die Fähigkeit, den korrespondierenden Partner sozusagen innerlich mitlaufen zu lassen, mit den möglichen Fragen, wie dessen Warte wohl aussieht, was dieser empfindet und denkt, selbst wenn es sich von meinen Wahrnehmungen unterscheidet.

Bemerkenswert an den Aussagen dieser Mutter ist vor allem der folgende Punkt. Das war so auch für mich neu, zu hören und dieser stellte in unserem Zwiegespräch einen dichten und tiefen Moment der Begegnung her: Frau S. hat in aller empfundenen Nähe zu ihrer Tochter, die sie in der symbolischen Handlung mit dem Hintergrund aller Erinnerungen an diese Nähe ausgestattet fand auch schmerzhaft wahrgenommen, dass ihr Kind nun erwachsen wird und sie es loslassen muss: „Ich habe vor dem Altar auch sehr stark gespürt, dass ich mit diesen Handauflegen mein Kind in eine anderen Welt loslassen muss, in ihre eigene Erwachsenenwelt entlassen muss.“ Für mich rückt ihre Aussage in die Nähe zu überlieferten Segenssätzen der biblischen Urväter. Auch sie haben ihre Kinder gesegnet, wenn sie die Kinder selbst in deren eigenes Leben entlassen mussten und ihre Rolle als Vater – meistens auf dem eigenen Sterbebett- aufgeben mussten. Auch in der Aussage von Frau S. findet sich Anklang an eine Trauerarbeit, die mit der das Kind segnenden Gebärde leibhaftig wird. Das war für mich ein neuer Gedanke zum Segen, den ich sehr anrührend finde.

3.3.5.2. Interview II

Frau G.: (Überraschend ist am Abend vorher ihr Vater gestorben. Dass sie am nächsten Tag gleich zur länger zurückliegenden Verabredung zur Pastorin geht, findet sie sehr passend. Zuerst reden wir also ausführlicher über diesen Abschied und die Verbindung zu ihrem Vater, dann kommen wir doch noch auf unser verabredetes Thema zu sprechen:)

„Ich habe ein bisschen gesteuert, von Karsten gewählt zu werden, aber ich wollte ihm eine Entscheidung zwischen meinem ersten Mann, seinem Vater, und meinem zweiten Mann ersparen. Ich konnte mir die Situationen im Gottesdienst und vor dem Altar im vorwege gut vorstellen.

Den Moment vor dem Altar habe ich als Erinnerung und als Anklang an die Taufe empfunden. Ich habe sehr intensiv die Beziehung und Liebe zu meinem Kind empfunden. Mir ist auch der Körperkontakt sehr wichtig und ich habe ihm gerne die Hand aufgelegt. Die Blicke der übrigen Gemeinde habe ich sehr stark im Rücken gespürt, ich habe mich als Rückenstärkung für mein Kind empfunden und habe das sehr gerne übernommen. Der Gang nach vorne vor den Altar hat mein Empfinden für meinen Sohn an diesem Tage intensiviert und verdeutlicht. Selbstverständlich würde ich noch ein zweites Mal in gottesdienstlichen Rahmen einer solchen Segenshaltung zustimmen. Außerdem weiß ich jetzt schon, dass ich gerne bei meiner Tochter ebenfalls mit nach vorne kommen möchte. Das Handauflegen durch einen Pfarrer oder eine Pfarrerin hätte ich nicht so intensiv erlebt wie meine eigene Handlung. Segen ist doch ähnlich wie Gebet finde ich. In unserer Familie wird jeden Abend zusammen gebetet. Meike und Carsten verlangen dieses Ritual inzwischen schon. Außerdem geht Carsten auf eine konfessionelle Schule. Ich persönlich kann ich mit dem Wort „Segen“ eine Menge anfangen. Und es war gut, selber daran beteiligt zu sein.“

Ko – respondenz

Wieder steht ein sehr leibliches Empfinden im Vordergrund: Das Handauflegen, die Rückenstärkung. Hier besteht eine sehr haltende, enge Beziehung der Mutter zu ihrem Kind. Sie empfindet es physisch, mit ihrem Leib ihr Kind (vor den Blicken) der anderen zu schützen. Religiosität spielt eine deutliche Rolle und wird sowohl von ihrem Mann wie auch von ihr selber in der Familie ausgesprochen und ausgedrückt. Ein Abendgebet wird nach Möglichkeit von beiden Eltern mit den Kindern gesprochen. Hiermit kultiviert die Familie ein nur noch selten geübtes Ritual, welches aber in seiner Wirkung eine sehr stabilisierende, zuversichtliche und schützende Wirkung entfalten kann. Ich erinnere diesen Ritus aus eigenen Kindertagen. Frau G. wird vielleicht aus diesen Erfahrungen heraus den Segen als beschützende, - es liegt nahe zu sagen - mütterliche Geste empfunden haben. Auch dieser Aspekt hat biblischen Bezug beispielsweise in den Psalmen, wo Gott mit mütterlichen Zügen ausgestattet beschrieben wird. Hier geht es um die Vermittlung von mütterlichem Beistand und Schutz durch den Segen, wiederum einem Beziehungsaspekt.

3.3.5.3. Interview III

Gespräch mit Herrn W., Bruder: (Der Bruder ist zweiundzwanzig Jahre alt und älteste Bruder des Konfirmanden. Es gibt noch einen mittleren Bruder):

„Ich habe mich gefreut als Michael mich ausgesucht hat und es hat mich auch überrascht irgendwie. Das Verhältnis unter uns Brüdern verändert sich immer mal wieder, dass er jetzt mich genommen hat, war für mich eine Ehre. Im Gottesdienst war ich allerdings aufgeregt und habe gewartet, dass ich an die Reihe komme. Ich hatte vorher gehört, dass sich nach vorne kommen soll, wenn der Name Michael genannt wird und darauf habe ich die ganze Zeit gewartet. Als ich vor dem Altar stand, habe ich die Gefühle zu meinem Bruder intensiver gefühlt, die sonst ja auch da sind, aber jetzt war es stärker, sie zu fühlen. Wenn ich nicht nach vorne gegangen wäre, hätte ich es sicherlich nicht so intensiv gefühlt. Als ich hinter ihm stand, hatte ich das Gefühl, der ältere Bruder stärkt den jüngeren den Rücken und ich habe das sehr gerne getan. Ich habe gemerkt, wie gerne ich meinen Bruder habe. Diese Segenshandlung war für mich eine Bestätigung unserer Beziehung. Dass er mich gefragt hat, habe ich als Beziehungsangebot verstanden. Und bin gerne darauf eingegangen. Wenn ein Pfarrer die Hand aufgelegt hätte, hätte ich das Gefühl nicht so intensiv gehabt. Ich habe selber überhaupt erst ein Gefühl für den Segen bekommen –und für das, was Segen bedeuten kann, durch diese Handlung im Gottesdienst, an der ich beteiligt war, nämlich als Beziehungsintensivierung.“

Ko – respondenz

Etwas überrascht, aber sich geehrt fühlend nimmt der Bruder die Wahl des Konfirmanden an. Er spricht ausdrücklich von einer Beziehungsintensivierung und betont damit wiederum den Beziehungsaspekt des Segens. Interessant – wie auch im vorangehenden Interview – erscheint mir hier der irgendwie archaische, herausgeschälte Kerngehalt des 'Guten – Bruder – Verhältnisses': So wie die 'gute Mutter' ihr Kind mütterlich behütet und beschützt; tritt hier fast in archaischen Bildern der Große Bruder auf den Plan, um dem kleinen Gefährten den Rücken zu stärken, ihm männliches Vorbild zu sein. Bemerkenswert finde ich wie sehr sich der große Bruder mit diesem – fast möchte ich von Archetypus sprechen – identifiziert. Er übernimmt die Rolle gerne und fühlt sich sogar in dieser Rolle gestärkt: Er wird durch die Wahl des Konfirmanden und den stattfindenden Ritus noch mehr zum großen Bruder, als der er gewählt

wurde. Überraschend genau entspricht dieses wechselseitige Wachstum der oben zitierten Definition von Segen als gegenseitigem „Nutz und Frommen“¹.

3.3.5.4. Interview IV

Gespräch mit Friederike, Schwester einer Konfirmandin:

„Meine Schwester und ich haben uns verabredet, uns gegenseitig die Hand zum Segen aufzulegen. Im vergangenen Jahr, bei meiner Konfirmation, hat sie für mich diesen Dienst übernommen und jetzt umgekehrt. Darum konnte ich mir natürlich die Situation im vorwege gut vorstellen. Ich erinnerte mich in dem Moment hinter meiner Schwester vor dem Altar an meine eigene Konfirmation und daran, wie wohltuend ich die Rückenstärkung durch meine Schwester damals erlebt hatte. Ich habe außerdem ein starkes Band der Verbundenheit zu meiner Schwester gespürt. Ich habe sie sehr lieb und habe viel Sympathie für meine Schwester. Dieses Gefühl habe sie auch vor dem Altar stark und intensiv empfunden. Bei einem Pfarrer hätte ich diese Intensität – meiner Meinung nach - nicht so stark empfunden. Die gewählte Segensform ist ihr persönlich näher und wichtiger. Im Vergleich mit der Konfirmation im Nachbarort, bei der ich als Gast für eine Freundin dabei war, habe ich solche Distanziertheit erlebt. Das hat mir nicht gefallen. Ich finde es besser und nähergehend, wenn ein Verwandter oder Freund des Konfirmanden nach vorne kommt und die Hand auflegt. Ich glaube, dass ich durch dieses Ritual einen tiefer erlebbaren Zugang zum Segen gewinnen kann. Ich erlebe Segen in dieser Form als verdichtete und gespürte Beziehung, als Rückenstärkung, als Sympathie, Wärme und Zuneigung. Ich habe die Liebe zu meiner Schwester gespürt und das Bestreben, sie zu schützen (zum Beispiel vor den Blicken aus der Gemeinde, die ja nun ich selbst im Rücken empfunden habe). Nicht bei jedem Menschen, aber bei Menschen, die mir wichtig sind, würde ich dieses Ritual gerne wiederholen. Es verbindet mich mit dem Menschen, die mir am Herzen liegen. Zum Beispiel bei einem zukünftigen Patenkind möchte ich auch gerne die Hand zum Segen auflegen.“

Ko – resonanz:

Wieder steht der Beziehungsaspekt im Vordergrund. Der Segen wird als verdichtetes Empfinden der Gesamtbeziehung erlebt. Die positiven Gefühle wie Zuneigung, Liebe sind der Schwester im segnenden Augenblick intensiv spürbar. Und offensichtlich hat Segen auch einen irgendwie selbstverpflichtenden Charakter. Ach wenn die Schwester nicht ausdrücklich diesen Satz spricht, so schwingt doch mit: „Ich habe dich lieb und das möge so bleiben. Ich will auch weiterhin – und nicht nur in diesem Augenblick – hinter dir stehen und deinen Rücken stärken!“ . Durch den Segenswunsch wird auch ein zukünftiger Beziehungswunsch ausgedrückt. Ähnlich ist es im Alten Testament mit dem Bundesschluss zwischen Gott und Israel. Auch hier steckt in dem Bundesschluss eine zukünftige Absichtserklärung. Diese Absicht und der Wunsch nach Dauer scheinen dem Wesen inniger Beziehungen beizuwohnen. Saint – Exupery benennt diese Erkenntnis über „Herzensbindungen“ im „Kleinen Prinzen“ mit dem bekannten Satz: „Man bleibt sein Leben lang verantwortlich für das, was man sich vertraut gemacht hat“². In seinem positiven Aspekt wird Vergleichbares für die Schwester der Konfirmandin offenbar spürbar.

¹ vgl. 3.3.2.1.

² Saint – Exupery, Der kleine Prinz

3.3.5.5. Zusammenfassung

Die Segenshandlung ist von allen Interviewpartnern als Bestätigung und Vertiefung der vorhandenen Beziehung um Konfirmanden erfahren worden. Alle Befragten waren überrascht und berührt von der Dichte dieser Geste und angerührt von der stark spürbaren Zuneigung zu 'ihrem' Konfirmanden. Es ist ihnen allen nach eigener Aussage 'zu Herzen gegangen' und hat sie unmittelbar berührt. In den geführten Interviews waren bei meinen Gesprächspartnern in jedem Falle eine emotionale Beteiligung und ein innerer Nachklang für mich wahrnehmbar. Sie alle sagen, ein neues und persönliches Verhältnis zu dieser religiösen Geste gewonnen zu haben. Paul Tillich, Theologe mit existentialistischer Ausrichtung, sagt: „Religion ist das, was uns unbedingt angeht.“ So gesehen und geprüft meine ich nun, dass diese Praxis des Konfirmationssegens ihre Nagelprobe bestanden hat und sich inzwischen auch bewährt hat.

4. Abschließende Betrachtungen

Die Arbeit als Pastorin, die öffentlich auftritt und ein weites Kommunikationsfeld mit verschiedensten und differenzierten Anforderungen zu bewältigen hat, stellt die Anforderung an eine kommunikative Kompetenz der Pastorin. Wenn sie behindert ist, wird der Kommunikationsbedarf noch höher. Durch meine nachdenkende Arbeit ist mir erneut deutlich geworden, in welcher differenzierter Weise soziale und psychische Prozesse angestoßen werden: Als Pastorin, die ein öffentliches Amt ausübt, wird zugleich meine Behinderung veröffentlicht. Diejenigen Menschen, die mir in meiner Arbeit begegnen, sind herausgefordert, sich mit meiner Situation im begrenzten Rahmen auseinander zu setzen. Dabei sollte diese Auseinandersetzung weder überschätzt, noch unterschätzt werden. Eine Überschätzung wäre es, in allen Kontakten meine Behinderung als kontaktbehindernd einzustufen¹. Die befragten Konfirmanden und Konfirmandinnen haben ein breites und vielschichtiges Spektrum benannt. Selbst zu Beginn unseres Kontaktes, wo Vorurteile eher zu erwarten sind als nach lange währendem Kontakt, waren meine kurzen Arme längst nicht für alle Jugendlichen ein Problem, vielen war es egal wie ich aussehe (vgl. 3.2.3.3.). Wie ein Vergleich mit der Gender – Diskussion zeigt, kommt es im Pfarrberuf nicht primär auf die Physiologie, sondern auf die Professionalität an. Denn: „Der berufliche Kontext relativiert die Geschlechterdifferenzierung mithin durch seine eigene Leitorientierung. Bei einem Verkehrsunfall ist es entscheidend, dass eine Person medizinisch kompetent versorgt wird und nicht, ob die ärztliche Berufsperson weiblich oder männlich ist. Bei den pastoralen Aufgaben verhält es sich ebenso. Nach anfänglichen Irritationen ist mittlerweile für die große Mehrheit der evangelischen Gemeindeglieder nicht mehr die Frage interessant, ob eine Pfarrerin oder ein Pfarrer für sie zuständig ist, sondern ob sich ein Pfarrer oder eine Pfarrerin als vertrauenswürdig, verlässlich und pastoral kompetent erweist“². Vergleichbare Erfahrungen lassen sich auf die Situation einer behinderten Pastorin übertragen.

¹ gegen Dörner, in: Irren ist menschlich, ... Er vertritt die These vom sich selbst und andere behindernden Menschen. Wer (körper-)behindert ist, behindert zugleich seine Mitmenschen.

² Karle 304

Eine Überschätzung der Bedeutung meiner Behinderung verbietet sich auch nach den Ergebnissen Irving Goffmans, der dezidiert den sozialen Kontext von Behinderung analysiert. Er beobachtet, dass im Kontakt zwischen Behinderten und Nicht – Behinderten eine gesellschaftliche verbreitete unausgesprochene Verabredung besteht, in der Menschen mit Behinderung so behandelt werden als seien sie normal. Goffman beobachtet dieses Phänomen – wie ich unter 3.2.4.1. und 1.5. dargestellt habe – er unterlegt es nicht mit psychologischen Deutungen. Doch lassen sich Hilflosigkeit und damit verbunden ein Rückzug auf anderen Ortes erprobte gesellschaftliche Muster hier vermuten. Wer unsicher ist im Kontakt mit einer ihm fremd erscheinenden Person rettet sich höflich auf das Ufer des Vertrauten. Auch mit dieser Kontaktform habe ich meine Erfahrungen gesammelt. In den Antworten der Konfirmanden und Konfirmandinnen findet sich Beispiele unter 3.2.4.1.. Für mich persönlich bedeutet diese Form auch einen Schutz. Es muss nicht jedes Mal alles mögliche Leiden von beiden Seiten auf's Tapet gebracht werden! Ich bin sehr davon überzeugt, dass auch Vermeidung ihre vitalen Vorzüge entfalten kann.

Eine Überschätzung meiner Behinderung im beruflichen Kontext verschwindet auch im kontinuierlichen Kontakt. Mit der temporalen Ebene ist der dritte Punkt angesprochen. Es findet im Laufe der Zeit eine Nivellierung statt. Wenn zunächst auch meine kurzen Arme im Vordergrund standen, so werden sie im alltäglichen Kontakt zunehmend unwichtig und anderes tritt in den Vordergrund. Die Konfirmanden und Konfirmandinnen dokumentieren in ihren Antworten diese sukzessive Veränderung sehr deutlich. Der Befund zwischen den Aussagen zur Zeit des Unterrichtsbeginnes und der Zeit nach einem oder zwei Jahren Unterricht weicht deutlich voneinander ab. (3.2.3.3. und vgl. 3.2.5.6.) Die Sorgen und Befürchtungen der Konfirmandinnen und Konfirmanden in Bezug auf meine Behinderung rücken in den Hintergrund. Sie werden ersetzt durch konkrete Erfahrungen, die Verbindlichkeit und Vertrauen geschaffen haben. Auch hierzu äußert sich Isolde Karle: „Erweist sich eine Pfarrerin als verlässlich und glaubwürdig, hat sie vielmehr individuelle Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten, als wenn sie kaum erreichbar ist oder durch ihren Lebenswandel starke Zweifel an der Ernsthaftigkeit ihrer Verkündigung aufkommen lässt“¹. Die Vokabel 'Glaubwürdigkeit' wird von Karle als Authentizität beschrieben, die sich nicht allein an der eigenen Befindlichkeit, sondern ebenso an der sozialen Situation und der damit verbundenen berechtigten Erwartung an die Person der Pfarrerin orientiert. In diesem Sinne 'glaubwürdig' werde ich also für die Konfirmandinnen und Konfirmanden offenbar dann, wenn ich mich ihnen als vital und lebenszugewandt vermitteln kann trotz meiner deutlich sichtbaren Einschränkungen.

Aus verschiedenen Perspektiven habe ich hiermit Gründe zusammengetragen, die die Bedeutung meiner Behinderung im Kontakt nivellieren und in den Hintergrund treten lassen. Auf der anderen Seite sollte eine sichtbare Behinderung nicht unterschätzt werden, denn sie kann einen Kontakt deutlich prägen. Zum einen – wie ich unter 3.2.3.1. gezeigt habe – muss ich bei meinem Gegenüber mit Hilflosigkeit und Unsicherheit rechnen. Ob ich alleine leben kann, ob ich schreiben kann etc. sind konkrete Fragen, die sich die Konfirmandinnen und Konfirmanden zu Beginn des Unterrichtes gestellt haben. Vermutlich sprechen sie repräsentativ aus, was sich auch viele Erwachsene fragen. Aus meiner Sicht stellen sich diese Unsicherheiten und Fragen natürlich nicht, denn ich weiß - beispielsweise - , dass ich schreiben kann.

¹ Karle, 322

Ein nächste Schwierigkeit ist, dass ein behinderter Mensch schnell zur Projektionsfläche von Übertragungen wird. Einige Konfirmandinnen und Konfirmanden zeigten sich beispielsweise besorgt, dass „ihre Pastorin nicht für voll genommen werden“ könne. Vermutlich werden sie selbst oftmals nicht für voll genommen, denn sie sind schließlich erst zwölf bis vierzehn Jahre alt. Aber zugleich bringen sie mit dieser Äußerung eine Sorge zum Ausdruck, nämlich in mir einer durchsetzungsschwachen Autorität gegenüber zu stehen und wiederholen mit dieser Sorge ein gängiges Vorurteil, nach dem einem behinderten Menschen eine geringere Wertigkeit entgegengebracht wird. (vgl. 3.2.5.4.) Unsicherheit und Misstrauen paaren sich hier zu einer sorgenvoll, abwertenden Haltung. Das macht die gemeinsame Arbeit natürlich nicht leicht, denn wenn auch diese Bedenken meistens nicht verbalisiert werden, so prägen sie dennoch die Atmosphäre im Unterrichtsgeschehen mit.

Deutlich ist auch in allen Beispielen zu Beginn des Kontaktes die von Goffman beschriebene Diskrepanz zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung „des stigmatisierten Individuums“ (vgl. 1.5.). Im Laufe der Zeit (Kriterium der Kontinuität) findet hier eine Anpassung statt, vor allem durch den konkreten Umgang miteinander und damit verbunden findet ein Abbau von Unsicherheiten bei den Konfirmandinnen und Konfirmanden statt. Die Gruppe entwickelt im Umgang mit „ihrer“ Pastorin Handlungssicherheit und die Gruppe lernt gemeinsam mit „ihrer“ Pastorin und die Pastorin mit „ihrer“ Gruppe. Doch bis dahin ist ein nicht immer leichter Weg zu gehen.

Was nun, so sei zum Schluss gefragt, ist der besondere Vorzug von einer Pastorin mit Behinderung ? Gibt es einen oder gibt es keinen ? Gibt es vor allem Nachteile für die Gemeinde oder lässt sich ein besonderes Charisma der behinderten Pastorin erfassen und benennen ? Meines Erachtens – und nach Auswertung der Fragebögen - gibt es tatsächlich ein spezifisches Charisma, eine spezielle Chance und Aufgabe einer behinderten Pastorin in ihrer Gemeinde für alle Beteiligten. Es ist zunächst die Chance der Veröffentlichung von Behinderung, das Herausholen dieser Lebensform aus ihrer ihr oftmals gesellschaftlich zugewiesenen Randständigkeit. Denn: „Eine Welt ohne Behinderung bleibt eine Illusion“¹ Auch die gentechnologischen Debatte und Entwicklungsschritte der jüngsten Vergangenheit ändern an dieser Erkenntnis wenig, denn auch in Zukunft wird sich Behinderung nicht vermeiden lassen. Dietmar Mieth fragt provokant: „Teilen wir fortan die Behinderten fortan in zwei Kategorien: die Unfallbehinderten, zu deren Gunsten wir immer bessere Gesetze machen, und die Behinderten, deren wir uns schämen, weil wir sie nicht vermieden haben?“². Es ist sehr davon auszugehen, dass auch in Zukunft individuelles Leben in Grenzen und Bedingungen stattfinden wird, nicht ewig währen wird und auch vor Krankheiten nicht vollständig geschützt werden kann. An dieser *grundsätzlichen* Aussage werden fortschreitende Technologien ebenso wenig wie naturwissenschaftliches Fortschrittsdenken Veränderung bewirken.

Eine behinderte Person in einer öffentlichen Position bedeutet zugleich einen Hinweis auf die Unvermeidbarkeit von Behinderung im Leben überhaupt. In gewisser Weise übernehme ich in meiner Rolle als Pastorin mit Behinderung den Hinweis auf die zum Leben hinzugehörnde „Nachtseite“. Ich habe insbesondere in Gottesdiensten und Predigten, und in Beerdigungsansprachen die Erfahrung gesammelt, dass diese Berührung und dieser Hinweis auf

¹ Mieth, D.; in: Der (im)- perfekte Mensch, 52

² ebd

die „Nachtseiten“ des Lebens von vielen Zuhörern als hilfreich empfunden wird. Auch diese Seite gehört zum Leben und zum vollständigen Erleben dazu. Von der Kirche wird vielfach eben gerade persönlicher Beistand und Hilfestellung in schwierigen persönlichen Lebenslagen erwartet. Eine Pastorin, die eben diese schwierigen Fragen sozusagen verleiht und abbildet, kann da sehr passend empfunden werden. Sehr ähnlich schätzt übrigens Peter Radtke, behinderter Schauspieler, seine Funktion auf der Theaterbühne ein: „Wenn ich auf der Bühne stehe, verkörpere ich für den Zuschauer das, was er im täglichen Leben nicht sehen will, was ihm dennoch notwendig und heilsam ist. Ich bin die Medizin, die so bitter zu schlucken ist, aber die man braucht, wenn man überleben will.“¹ Hierin spiegelt sich möglicherweise eine ähnliche Weltanschauung, die zu veröffentlichen sich die Landeskirche mit meiner Übernahme in den pfarramtlichen Dienst gestattet: Im multiplen Bild der pfarramtlichen Profession stelle ich mit meiner Person eine bestimmte Facette besonders dar: Es gibt kein menschliches Leben ohne Grenzerfahrung. Im Gesamtbild aller Pfarrer und Pfarrfrauen repräsentiere ich insbesondere diese – neben allen anderen auch - spezifische Ausdrucksmöglichkeit: Es gibt kein Leben ohne Störungen. Alles andere sind illusionäre Heilsversprechungen². Für mich persönlich bleibt als Aufgabe, immer wieder einen je aktuellen Umgang mit Projektionen zu gestalten, die mich zu sehr auf die „Nachtseite“ menschlichen Lebens verhaften.

Für meine Konfirmandinnen und Konfirmanden bedeutet das vermutlich: Ich vermittele ihnen im Laufe der Zeit nicht nur mein singuläres, eingeschränktes und trotzdem befriedigendes Leben, sondern vermutlich mehr als das. In meiner Rolle als Pastorin vermittele ich darüber hinaus hoffentlich glaubwürdig, das es kein vitales und bewegtes Leben ohne Störungen gibt. Transzendenzerfahrungen müssen nicht durch den Verlust des kindlichen Glaubens an einen `lieben` Gott komplett in Frage gestellt werden, sondern es gilt, diese schwierigen und oft nur paradox zu nennenden Erfahrungen in die Weltanschauung und den Glauben zu integrieren. Ich bemühe mich darum, die Fragen der Jugendlichen ernst zu nehmen und mit ihnen gemeinsam nach Antworten zu suchen. Manchmal bin ich selber überrascht durch ihre Fragen. Auch ich werde durch die Gruppe herausgefordert, indem ich mit Fragen konfrontiert werde, die ich selber vorher noch nicht bedacht hatte.

Die Frage „Kann Gott krank werden?“ – soll hier beispielhaft erwähnt werden. Vielleicht ist diese Frage bei dem Jugendlichen ausgelöst worden durch mich und meine Art zu leben. Das Bild vom immer `lieben` Gott wurde in Frage gestellt. Wie kann Gott Schreckliches zulassen ist die bekannte und üblicherweise hier verwendete Theodizee Frage. In origineller Wendung taucht diese klassische Fragestellung bei den Jugendlichen auf. „Kann Gott krank werden?“ haben wir damals im Unterricht mit „Ja“ beantwortet, denn Gott kann in Jesus Christus sogar sterben. Außerdem bildet sich in jedem kranken Menschen ebenso Gott ab wie in einem gesunden.

Auf subtile Weise verändert sich durch solches Fragen und Arbeiten die anthropologische Anschauung mit ihrer hierarchischen Gliederung von Helfern und Kranken wie sie auch in kirchlichem diakonischem Denken oft kolportiert wird: Nicht allein in der Tat des barmherzigen Samariters wird christliches Handeln abgebildet, - so die gängige oft unreflektierte Praxis - sondern stattdessen: Auch im kranken, behinderten Menschen bildet sich meiner Meinung nach Gott ab. In der konfirmandengerechten Sprachformulierung „Gott kann auch krank sein (oder behindert, vielleicht fährt er Rollstuhl?)“ bildet sich im Grunde genommen eine veränderte anthropologische und theologische Sicht ab.

Im Zusammensein und Arbeiten mit meinen Einschränkungen, mit mir, haben viele der Konfirmandinnen und Konfirmanden rückblickend bemerkt, sie würden sich den Umgang mit

¹ Radtke,P.; in: Der (im-)perfekte Mensch, 140

² entgegen Josuttis: Führer ins Heilige

Behinderten jetzt leichter zutrauen und es habe in meinem Unterricht eigentlich keine Unterschiede gegeben zu den anderen (nicht – behinderten) Kollegen. (vgl. 3.2.4.1.). Offensichtlich haben die Jugendlichen und ich einen Kontakt miteinander aufbauen können, in dem die kontaktblockierende und – erschwerenden Aspekte wie Unsicherheit, Hilflosigkeit und auch Vorurteile zunehmend abgebaut und in den Hintergrund treten konnten zugunsten eines glaubwürdigen und authentischen Kontaktes.

Diese Integration ist ein wechselseitiges Geschehen zwischen Konfirmandengruppe und mir, zwischen Gemeinde und Pastorin, ein Prozess, der immer weitergeht. „There is no end of integration“ hat Fritz Perls dieses Phänomen beschrieben. Weil ich schon acht Jahre in Bemerode als Pastorin arbeite, kennen mich viele der zukünftigen Konfirmandinnen und /Konfirmanden und wollen gezielt in meinen Unterricht. Sie haben von ihren Vorgängern Gutes gehört. Seit sieben Jahren habe ich keinen Konfirmanden mehr aus meinem Unterricht vor die Tür setzen müssen, auch nicht vorübergehend. Störungen einzelner sind in der Gruppe so gut es ging geklärt worden. Das ist keine Selbstverständlichkeit, ich bemühe mich sehr darum. Ich habe hier einerseits offenbar Glück gehabt bei der Zusammensetzung der Konfirmandenjahrgänge. Auf der anderen Seite habe ich nach meinem ersten und schwierigerem Unterrichtsjahr, in dem ich durchaus Unterrichtsschwierigkeiten hatte und oft einige Jungen vor die Tür gebeten habe, mit der Zusatzausbildung am FPI begonnen. Das hat sich offenbar stärker bemerkbar gemacht als mir selber zunächst deutlich wurde. Vielleicht sogar in der Form, dass ich, die ich mich oft selbst als Störung der Normalität erlebe, weniger Berührungsängste vor Störungen habe. Doch ist mit dieser Vermutung nicht mehr als ein Aspekt des Gesamtgeschehens im Unterricht erfasst. Weitere Aspekte sind Lust an der Kommunikation, solide Vorbereitung des Unterrichtes, etc.

In der Sprache der IT wird von den **vier Wegen der Heilung** gesprochen, die eigentlich auf den Genesungsprozess der KlientIn gemünzt werden. Im Falle einer professionell arbeitenden Pastorin, die körperbehindert ist, liegt der zu betrachtende Focus nicht allein auf dieser Pastorin, denn das wäre eine Personalisierung ihrer Wirkung innerhalb der Gruppe. Unter Berücksichtigung ihrer öffentlichen Wirkung und ihrer Profession kann es nur um eine Betrachtung des Gruppengeschehens gehen. Die Gruppe ist der Focus. Und die Frage lautet dann: Lassen sich die Erkenntnisse von IT auf diese Gruppensituation anwenden? Die Antwort ist meiner Meinung nach ein klares ‚Ja‘. Denn: In gewisser Weise findet der dritte Weg der Heilung seine Konkretisierung, in dem es um die Aktivierung von kreativen Fähigkeiten¹, einer Differenzierung der Sprachmöglichkeiten und Entwicklung der Korrespondenzfähigkeit geht. Denn, indem ich den Konfirmandinnen und Konfirmanden trotz und mit den mir gegebenen Einschränkungen beispielsweise mit Füßen schreibe oder greife, mache ich ihnen nebenbei vor, wie viele ungeahnte Möglichkeiten das Leben zur Entwicklung bereithält. Aber besonders: Im vierten Weg der Heilung² geht es um „die Erfahrung von Solidarität, Mitmenschlichkeit, Mitgefühl, von Miteinander Handeln und Arbeiten im Alltag“³ Diese Erfahrung ist eine Säule von Therapie. Ihr liegt die Fähigkeit oder zu erwerbende Fähigkeit der Intersubjektivität zugrunde, welche bedeutet: In meinen Augen sieht die Welt anders aus als in den Augen meines Gegenübers. Erst diese Fähigkeit reduziert das eigene Projektionspotential und öffnet den Blick zum dialogischen Prinzip. Konkret angewendet und beispielhaft lässt sich hier der Konfirmand zitieren, der fand „es kommt nicht drauf an wie man außen aussieht sondern wie man innerlich aussieht! (sic!)“. Für ihn hat sich also seit Beginn des Unterrichtes bei mir eine Menge getan und

¹ Petzold, IT, 765

² Petzold, IT, 146. 384. u.a.

³ Rahm, 335

er erfasst, dass die Meinung, welche er sich zu Beginn des Unterrichtes von mir gemacht hat, nicht übereinstimmt mit dem, was er von mir im Laufe der Zeit gehört, gesehen und wahrgenommen hat. Das ist ein großer Erkenntnisschritt für den Konfirmanden und damit verbunden ist ein Zugewinn an zukünftigen Handlungs- und Gesprächsspielräumen für ihn selbst.

5. Nachwort

Bei der statistischen Auswertung der Fragebögen hatte ich Unterstützung vom Pastoralsoziologischem Institut der Landeskirche Hannover und besonders von Frau *Dr. Lukatis*. Hierfür möchte ich mich sehr bedanken!

Danken möchte ich aber auch allen Lehrerinnen und Lehrern vom Fritz - Perls - Institut, die mich in meinem Fragen und Suchen begleitet haben, besonders *Ulla Holm*, *Mechthild Herold*, *Dorothea Rahm* und *Kurt Lückel*.

Zusammenfassung: Behinderung und Pfarramt - Am Beispiel Konfirmandenunterricht

Die Verfasserin untersucht in ihrer autobiografischen Arbeit die Auswirkungen einer sichtbaren Behinderung auf die soziale Interaktion in einer festen Gruppe.

Sie ist Pfarrerin und zugleich behindert:

- Verändert sich dadurch das Rollenbild einer Pastorin ?
- In welcher Weise verändert es sich ?
- Tauchen bestimmte und wiederkehrende Konfliktsituationen auf ?
- Welche Bewältigungsmöglichkeiten stehen zur Verfügung ?
- Gibt es benennbare Integrationswege und -Möglichkeiten ?

Das sind die Ausgangsfragen, die am Beispiel einer Konfirmandengruppe exemplarisch analysiert werden. Im Ergebnis wird deutlich, dass es erheblich – insbesondere zu Beginn des Kontaktes – um ein Arbeiten am Widerstand und an der Abwehr der Jugendlichen geht. Im Verlauf der gemeinsamen Arbeit entwickeln die Jugendlichen und die Verfasserin dabei unterschiedliche Konfliktlösungen und neue Perspektiven, die sich als Reifungsschritte verstehen lassen.

Schlüsselwörter: Behinderung, Pfarramt, Konfliktsituationen, Integrationswege, Gruppe Jugendliche

Summary: Being a Pastor and being handicapped

In her autobiographical work the author examines the consequences of a visual physical handicap on social interactions of a permanent group.

She is a Pastor and at the same time handicapped:

- Does the role model of a Pastor change with the handicap ?
- How does it change ?

- Do certain conflict situations come up regularly ?
- Which possibilities are there to cope with the conflicts ?
- Are there ways and possibilities of integration to be named ?

These are starting questions which are being analysed using the example of a confirmation class. The result shows that especially at the beginning of the contact there was a lot of working on opposition and defence of the young people. During the course of work together the youngsters and the author develop different ways of solving the conflict and new perspectives which can be understood as steps of becoming mature.

Keywords: Disability, parish office, conflict situations, ways of integration, group young people

Literaturverzeichnis:

Barwig, G., Busch, C. (Hg.): „Unbeschreiblich weiblich“. Frauen unterwegs zu einem neuen selbstbewussten Leben mit Behinderung. München: AG – Spak – Publ. 1993

Bauby, J.-D.: Schmetterling und Taucherglocke. Wien 1997

Böhmer, M.: Arbeitsplatz Evangelische Kirche. Bauer, A.; Gröning, K.:
Institutionsgeschichten. Institutionsanalysen. Sozialwissenschaftliche Einmischungen in Etagen und Schichten ihrer Regelwerke. Tübingen 1995

Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers, Stuttgart 1985

Bly, R. u. Woodman ,M.: Die ferne Zarin. Hamburg 2000

Cornelius – Bundschuh, J.: Segen. Praktisch – Theologisches Verständnis, in: Theologische Realenzyklopädie, Band XXXI, Berlin 2000, 93 -95

Dörner, K.; Plog, U.: Irren ist menschlich. Lehrbuch der Psychiatrie/ Psychotherapie. Rehburg – Loccum 1984

Dustmann, H.O.: Das Bildnis des Amputierten in der Kunst, in: Schlegel, K.F. (Hg), 1983, S. 57 – 87

Ewinkel, C.; Hermes, G. (Hg.): Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen. München 1985

Freud, Anna: Die Rolle der körperlichen Krankheit im Seelenleben des Kindes, in: Bittner, G. und Schmid-Cords, E. (Hrsg.): Erziehung in früher Kindheit. München 1973, 5. Auflage

Frühmann, R. und Petzold, H. (Hrsg.): Lehrjahre der Seele. Lehranalyse, Selbsterfahrung, Eigetherapie in den psychotherapeutischen Schulen, Paderborn 1994

Goffman, I.: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. (1967) 14.Aufl. Frankfurt 1999

Grözinger, A.: Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft. Gütersloh 1998

Grün, A.: Falsche Götter. Über Liebe, Hass und die Schwierigkeit des Friedens. München 1993

Hildebrandt, B.: Segen. Dogmatisches – systematisches Verständnis, in: Theologische Realenzyklopädie, Band XXXI, Berlin 2000, 90 -93

Hummerich – Diezun, W.: Die Weiterentwicklung der Berufsgeschichte der Theologinnen nach 1945 – ein Überblick. In: Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen, Göttingen (Hrsg.): „Darum wagt es, Schwestern...“. Zur Geschichte evangelischer Theologinnen in Deutschland, Neukirchen – Vluyn 1994

Josuttis, M.: Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie; München (1982) 4.Auf.1991

Josuttis, M.: Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage; München 1991

Josuttis, M.: Scheiden tut weh. Auch geschiedene Pfarrer sind berufstauglich, in: Evangelische Kommentare 25 (1992), 224 - 226

Karle, I.: Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001

Klee, E.: Behindert. Über die Enteignung von Körper und Bewußtsein. Ein kritisches Handbuch. Frankfurt 1987

Konvent von behinderten SeelsorgerInnen und BehindertenseelsorgerInnen e.V.: Berufen wie Moses. Menschen mit Behinderungen im Pfarramt. Karlsruhe 2001

Lenz, S. : Der Verlust. Roman. Hamburg 1981. 13. Aufl 2000

Lutz, G. (Hg) : Berufen wie Moses. Menschen mit Behinderungen im Pfarramt; Karlsruhe 2001

Mieth, D.: Vom Anfang und Ende des Lebens. Kriterien zur Bestimmung Lebens unter ethischer Perspektive; in: Der (im-)perfekte Mensch 51 – 68

Neumann, H.: Verkürzte Kindheit. Vom Leben der Geschwister behinderter Menschen. Königsfurt Verlag, Krummvisch 2001

Otto, R.: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (Breslau 1917), Nachdruck München 1991

Pastoralsoziologisches Institut (PSI) der Evangelischen Fachhochschule Hannover, Blumhardtstrasse 2, 30625 Hannover: Pfarrerinnen und Pfarrer erleben viel Veränderung – verändert sich das Pfarramt ? Ein Workshop des PSI zur Zukunft pastoraler Arbeit Samstag, den 12. Mai 2001, 6. PSI - Workshop

Petzold, H.: Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie; Bd. I – III; Paderborn 1993

Petzold, H.; Orth, I.: Die Mythen der Psychotherapie. Ideologien, Machtstrukturen und Wege kritischer Praxis; Paderborn 1999

Rahm, D.; Otte, H.; u.a. Einführung in die integrative Therapie: Grundlagen und Praxis. Junfermann, Paderborn 3.Auflage 1995

Rössler, D.: Grundriß der praktischen Theologie, 1986

Sandfort, L., Zur Besinnung, Leute, zur Besinnung! In : randschau 2 / 94 Zeitschrift für Behindertenpolitik, 23

Schadewaldt, H.: Orthopädische Aspekte der Mythologie, in: Schlegel, K.F. (Hg.), Stuttgart 1983, 1-18

Seim, J. (Hg): mehr ist eben nicht. Kranksein. Behindertsein. Menschsein. Beiträge des Arbeitskreises Kirche und 'Euthanasie' der Evangelischen Kirche im Rheinland; Gütersloh 1988

Schlegel, K.F.(Hg.) : Der Körperbehinderte in Mythologie und Kunst. Stuttgart 1983

Schlegel, K.F. : Luzifer – ein orthopädischer Patient, in: ders. (Hg.), Stuttgart 1983, 19 – 28

Schmoll, H.: Kirche ohne Zukunft ? Evangelische Kirche Wege aus der Krise. Berlin 1999

Stiftung Deutsches Hygiene Museum und Deutsche Behindertenhilfe – Aktion Mensch e.V.: Der (im)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung "Der (im)perfekte Mensch im deutschen Hygiene Museum in Dresden vom 20.12.2000 bis 12.8.2001, Hatje – Cantz 2000

Tillich, P.: Systematische Theologie Bd. I – III, (1958) Frankfurt 8.Aufl. 1984

Veijola, T.: Segen und Fluch im Alten Testament; in: Theologische Realenzyklopädie, Band XXXI, Berlin 2000, 73 -77

Anhang 1 - folgende Seite

Heike Beckedorf, Pastorin
Brabeckstr. 128
30539 Hannover
T.: 0511 - 9525217

Hannover 2001-05-28

Liebe Alexandra!

An Deine Konfirmation denke ich gerne zurück - und Du vielleicht auch. Gerne möchte ich Dich noch einmal einladen und zwar am **Donnerstag, den 7. Juni um 16.00 Uhr im Gemeindehaus**. Beide Konfirmandengruppen vom 6. Mai habe ich eingeladen., dazu Martin Ivanovs, Felix Wempe und Katharina Scholl, die euren zukünftigen Jugendkreis leiten werden. Sie kommen, um Euch ein bisschen von ihren Plänen zu erzählen und um Euch schon mal kennen zu lernen. Ich habe Cola und Kekse besorgt, damit wir klönen können. Einen Wunsch habe ich an Dich: Wie Du vielleicht weißt, schreibe ich zur Zeit eine Arbeit für meine Seelsorgeausbildung. Dazu habe ich einige Fragen an Euch ehemalige Konfirmandinnen und Konfirmanden vorbereitet. Diese Fragen sind vermutlich ganz einfach zu beantworten, doch für mich persönlich sind sie sehr wichtig. **Darum bitte ich Dich sehr um den Gefallen für mich, am 7. Juni Dir hierfür die Zeit zu nehmen.** Ich bin auf Deine Antworten gespannt. Aber ich freue mich auch, Dich einfach so noch einmal wiederzusehen.

Herzliche Grüße von Deiner

Heike Beckedorf

P.S.: Bitte sage mir doch kurz Bescheid, wenn Du nicht kommen kannst.

Anhang 2

Vor dem Unterricht:

1. Welche Vorstellungen oder Erwartungen hattest Du vor Deiner Konfirmandenzeit vom Unterricht ? (zum Beispiel: es wird langweilig, ich bin neugierig, es wird spannend, hoffentlich komme ich in eine nette Gruppe)

2. Kennst Du aus Deiner näheren Umgebung jemanden, der behindert ist ?
(zum Beispiel: Verwandte, Freunde, Schulklasse)
Ja
Nein

3. Kanntest Du Deine Pastorin schon vor Beginn des Unterrichtes ?
Noch nicht
Vom Sehen
Vom Hören
Durch persönlichen Kontakt
Meine Schwester, Bruder, Freund, Freundin hatte
bei ihr bereits Unterricht
Andere haben mir von ihr erzählt

4. Wusstest Du bevor der Konfirmandenunterricht begann,
dass Pastorin Beckedorf behindert ist ?
Ja
Nein

5. Wenn Du „Ja“ angekreuzt hast: Wenn Du schon vor Beginn des Unterrichtes wusstest, das Deine Pastorin behindert ist, was hat es bei Dir ausgelöst ?

- a) Mir war es egal
- b) Ich war neugierig
- c) Ich hatte etwas Sorgen
(z.B.: ihr immer helfen zu müssen)
- d) Ich hatte ein komisches Gefühl

Wenn Du Sorgen hattest, weißt Du noch, welche Sorgen du hattest ?

Wenn Du neugierig warst, weißt Du noch, worauf Du neugierig warst ?

Wenn Du ein komisches Gefühl hattest, kannst Du dieses Gefühl noch irgendwie anders beschreiben ?

6. Wenn Du „Nein“ angekreuzt hast: Wenn Du beim ersten Mal im Unterricht erfahren hast, dass Deine Pastorin behindert ist, was hat es bei Dir ausgelöst ?

- a) Mir war es egal
- b) Ich war neugierig
- c) Ich hatte etwas Sorgen
(z.B.: ihr immer helfen zu müssen)
- d) Ich hatte ein komisches Gefühl

Wenn Du Sorgen hattest, weißt Du noch, welche Sorgen du hattest ?

Wenn Du neugierig warst, weißt Du noch, worauf Du neugierig warst ?

Wenn Du ein komisches Gefühl hattest, kannst Du dieses Gefühl noch irgendwie anders beschreiben ?

Am Ende der Konfirmandenzeit:

7. Hattest Du das Gefühl, dass es Schwierigkeiten im Unterricht gab, weil Pastorin Beckedorf behindert ist ?

- Ja
- Nein

Wenn ja, welche Schwierigkeiten gab es Deiner Meinung nach?

8. Fandest Du den Umgang mit Pastorin Beckedorf aufgrund ihrer Behinderung schwieriger oder vielleicht auch leichter als mit Nichtbehinderten? (Es kann auch sein, dass Du mehrere Antworten richtig findest und ankreuzen willst.)

- a) Es war schwieriger als mit Nichtbehinderten
- b) Es war einfacher als mit Nichtbehinderten
- c) Es war egal

Wenn Du Dich jetzt noch einmal erinnerst, welche Gründe kannst Du für Deine Entscheidung nennen ?

- a) Es war schwierig, weil
- b) Es war einfach, weil ...
- c) Es war egal, weil...

8. Meinst Du, dass die Pastorin irgendetwas hätte tun können, dass dir den Umgang mit ihr erleichtert hätte ?

Hast Du eine Idee was ?

9. Könnte es sein, dass Du auch etwas gelernt hast, was Du sonst nicht gelernt hättest ?

Ja

Nein, denke ich nicht

Wenn ja, nenne doch bitte Beispiele:

Zur Konfirmation:

Bei Deiner Konfirmation hast Du einen Segen erhalten.
Jetzt möchte ich Dich noch fragen wie Du bei Deiner Konfirmation den Segen erfahren hast.

10. War es einfach für Dich, zu entscheiden, wer Dir die Hand zum Segen auflegen und für Dich nach vorn kommen soll?

Ja

Nein

- 11.a) Wer ist nach vorne gekommen ?

b) Warum hast Du gerade diesen Menschen gefragt ? Nenne alle für Dich wichtigen Gründe:

12. Hast Du den von Dir gewählten Menschen selbst gefragt ?

Ja

Nein

Wie hat er reagiert? Beschreibe doch bitte seine Reaktion ?

13. Bitte erinnere Dich an den Moment als Du vor dem Altar standest.
Wie hast Du den Segen während Deiner Konfirmation erlebt?
(auch mehrere Antworten sind möglich)

- Ich fand es angenehm
- Es war eine Rückenstärkung
- Es war etwas ganz besonderes
- Es war aufregend
- Ich habe mich angenommen gefühlt
- Es war mir ziemlich egal
- Es war komisch
- Es war mir unangenehm

14. War es gut für Dich beim Segen , einen vertrauten Menschen hinter Dir zu haben ?

- Ja
- Nein
- Egal

15. Glaubst Du, dass etwas anders gewesen wäre, wenn Dir ein Pastor oder eine Pastorin die Hände zum Segen auflegt hätte?

- Ja
- Nein
- Ich weiß nicht

Wenn Ja: Beschreibe den Unterschied:

16. Für die Statistik beantworte bitte noch diese Fragen zu Deiner Person: Bist du ein
Junge
Mädchen

17. In welche Schule gehst Du ?

18. Warst Du nach Deiner Konfirmation schon einmal wieder in der Kirche ?
Ja
Nein

19. Hast Du vor, in den Jugendkreis Deiner Kirchengemeinde zu gehen ?
Ja
Nein
Weiß ich noch nicht

Anhang 3

Fragen an die Segnenden

(als halbstrukturiertes Interview an eine Auswahl von Personen)

10. Haben Sie sich gefreut als Sie von Ihrem Konfirmanden ausgewählt und gefragt worden sind, die Hand zum Segen aufzulegen ?
11. Konnten Sie sich die Situation im Vorwege gut vorstellen oder war es für Sie sehr ungewohnt ?
12. Wie haben Sie den Moment vor dem Altar erlebt ?
13. Hat das Handauflegen in dieser besonderen Situation ihr Verhältnis zu Ihrem Konfirmanden vertieft, verändert, mit ihm oder ihr stärker verbunden ?
Können Sie die Gefühle beschreiben, die Sie in dem Augenblick vor dem Altar für Ihren Konfirmanden empfunden haben ?
14. Meinen Sie, das diese Empfindungen anders gewesen wären, wenn Sie nicht nach vorne gebeten worden wären ?
15. Würden Sie aus Ihrer persönlichen Erfahrung heraus, einer solchen Segenshandlung im gottesdienstlichen Rahmen ein weiteres Mal zustimmen ?
16. Wie würden Sie den Unterschied benennen zwischen einem Handauflegen durch einen Pfarrer/ eine Pfarrerin oder der von uns gewählten Form ?
17. Können Sie sagen, welche Form Ihnen persönlich näher ist ?
18. Wenn jemand sagen würde, er habe durch dieses Ritual angestoßen einen neuen Zugang gewonnen zu dem, was Segen in seinem Leben bedeutet, könnten Sie einer solchen Aussage zustimmen oder nicht ?